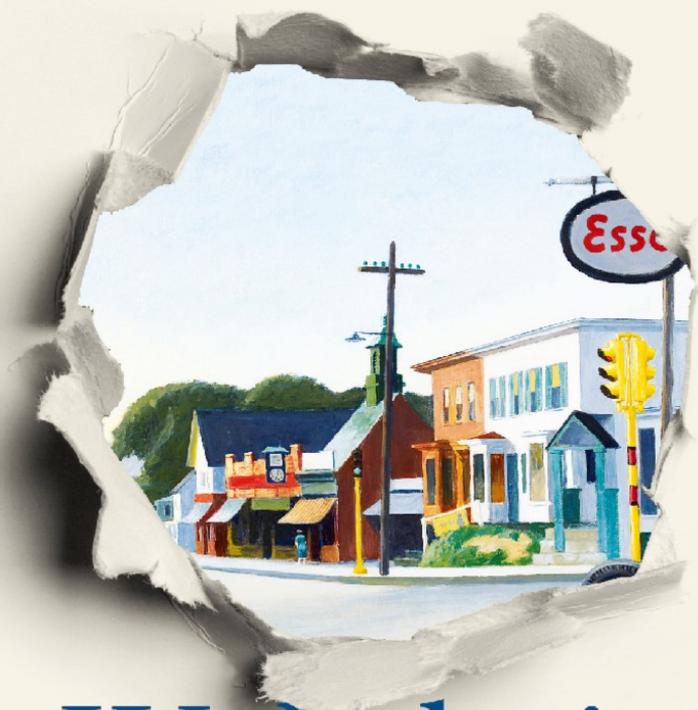


Joël Dicker



Roman

Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert

PIPER

Der Tag des Verschwindens

Samstag, 30. August 1975

»Polizeizentrale! Sie möchten einen Notfall melden?«

»Hallo? Mein Name ist Deborah Cooper. Ich wohne in der Side Creek Lane. Ich glaube, ich habe gerade gesehen, wie ein Mädchen im Wald von einem Mann verfolgt wurde.«

»Was genau ist passiert?«

»Ich weiß es nicht! Ich habe am Fenster gestanden und in den Wald geschaut, und da habe ich dieses Mädchen gesehen, das zwischen den Bäumen entlanglief ... Ein Mann war hinter der Kleinen her ... Ich glaube, sie hat versucht, ihm zu entkommen.«

»Wo sind die beiden jetzt?«

»Ich ... Ich kann sie nicht mehr sehen. Sie sind im Wald.«

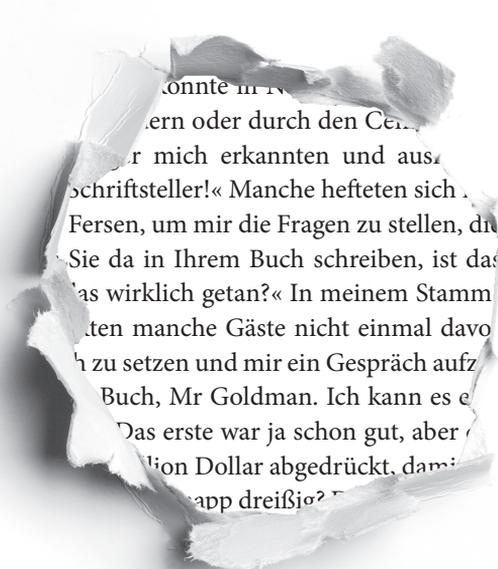
»Ich schicke sofort einen Streifenwagen zu Ihnen, Madam.«

Dieser Anruf war der Auftakt zu den Geschehnissen, die das Städtchen Aurora im Bundesstaat New Hampshire erschüttern sollten. Nola Kellergan, ein fünfzehnjähriges Mädchen aus der Gegend, verschwand an diesem Tag spurlos.

VORWORT

Oktober 2008

Dreiunddreißig Jahre nach dem Verschwinden



... konnte in ...
... ern oder durch den Cen...
... r mich erkannten und aus...
... schriftsteller!« Manche hefteten sich...
... Fersen, um mir die Fragen zu stellen, die...
... Sie da in Ihrem Buch schreiben, ist das...
... was wirklich getan?« In meinem Stamm...
... ten manche Gäste nicht einmal davo...
... h zu setzen und mir ein Gespräch aufz...
... Buch, Mr Goldman. Ich kann es e...
... Das erste war ja schon gut, aber...
... lion Dollar abgedrückt, dami...
... app dreißig? ...

Das Buch war in aller Munde. Ich konnte in New York nicht mehr in Ruhe durch die Straßen schlendern oder durch den Central Park joggen, ohne dass Spaziergänger mich erkannten und ausriefen: »He, das ist Goldman! Der Schriftsteller!« Manche hefteten sich mir sogar im Laufschrift an die Fersen, um mir die Fragen zu stellen, die sie so beschäftigten: »Was Sie da in Ihrem Buch schreiben, ist das wahr? Hat Harry Quebert das wirklich getan?« In meinem Stammcafé im West Village schreckten manche Gäste nicht einmal davor zurück, sich an meinen Tisch zu setzen und mir ein Gespräch aufzudrängen: »Ich lese gerade Ihr Buch, Mr Goldman. Ich kann es einfach nicht aus der Hand legen! Das erste war ja schon gut, aber das hier ...! Hat man wirklich eine Million Dollar abgedrückt, damit Sie es schreiben? Wie alt sind Sie denn? Knapp dreißig? Dreißig Jahre und haben schon so viel Kohle gescheffelt!« Sogar meinen Doorman hatte ich dabei ertappt, wie er immer dann, wenn er nicht gerade die Tür aufhalten musste, die Nase in das Buch steckte, und kaum hatte er es ausgelesen, nagelte er mich vor dem Fahrstuhl fest, um mir sein Herz auszuschütten: »Das ist also mit Nola Kellergan passiert! Wie grauenhaft! Wie kann man nur so etwas tun? Sagen Sie, Mr Goldman, wie ist so etwas möglich?«

Die New Yorker Society schwärmte von meinem Buch. Es war kaum zwei Wochen zuvor erschienen und versprach bereits der größte Verkaufserfolg des Jahres auf dem gesamten amerikanischen Kontinent zu werden. Alle wollten wissen, was sich im Jahr 1975 in

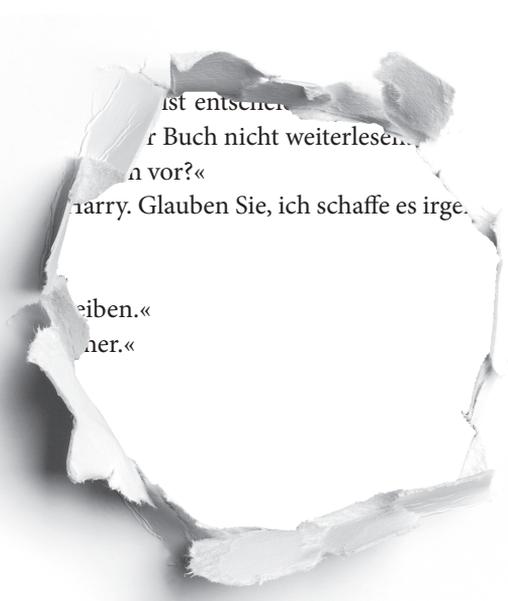
Aurora zugetragen hatte. Überall wurde darüber berichtet: im Fernsehen, im Radio, in den Zeitungen. Ich war noch nicht einmal dreißig und durch dieses Buch, erst das zweite meines Lebens, zum gefragtesten Autor des Landes avanciert.

Dieser Fall, der Amerika so in Aufregung versetzte und der den Kern meiner Erzählung bildet, war einige Monate zuvor im Frühsommer wiederaufgerollt worden, nachdem man die Überreste eines seit dreiunddreißig Jahren verschollenen Mädchens entdeckt hatte. Damit begannen die Ereignisse in New Hampshire, von denen hier die Rede sein wird und ohne die das Städtchen Aurora im restlichen Amerika mit Sicherheit unbekannt geblieben wäre.

ERSTER TEIL

Die Schriftstellerkrankheit

Acht Monate vor Erscheinen des Buchs



...ist entschieden
...r Buch nicht weiterlesen...
...n vor?«
...arry. Glauben Sie, ich schaffe es irge...
...eiben.«
...ner.«

In den Abgründen des Gedächtnisses

»Das erste Kapitel, Marcus, ist entscheidend. Gefällt es den Lesern nicht, werden sie Ihr Buch nicht weiterlesen. Was für ein Einstieg schwebt Ihnen vor?«

»Keine Ahnung, Harry. Glauben Sie, ich schaffe es irgendwann?«

»Was?«

»Ein Buch zu schreiben.«

»Da bin ich mir sicher.«

Zu Beginn des Jahres 2008, also rund anderthalb Jahre nachdem ich dank meines ersten Romans zum neuen Hätschelkind der amerikanischen Literaturszene geworden war, ereilte mich eine fürchterliche Schaffenskrise, ein Syndrom, das bei Schriftstellern, die einen sofortigen, durchschlagenden Erfolg erlebt haben, offenbar nicht selten vorkommt. Die Krankheit befahl mich allerdings nicht schlagartig, sondern nistete sich ganz langsam ein. Es war, als würde mein Gehirn, einmal befallen, nach und nach einfrieren. Den ersten Symptomen schenkte ich noch keine Beachtung: Ich redete mir ein, meine Inspiration werde schon am nächsten Tag oder am übernächsten oder am überübernächsten wiederkommen. Aber die Tage, Wochen und Monate vergingen, und die Inspiration kehrte nicht zurück.

Mein Abstieg in die Hölle gliederte sich in drei Phasen. Die erste – unabdingbare Voraussetzung für jeden anständigen schwindelerregenden Fall – bestand in einem fulminanten Aufstieg: Mein erster Roman hatte sich zwei Millionen Mal verkauft und mich im Alter von achtundzwanzig Jahren auf den Rang eines Erfolgsautors katapultiert. Das war im Herbst 2006, und innerhalb weniger Wochen war ich wer. Überall war ich zu sehen: im Fernsehen, in den Zeitungen, auf den Titelseiten der Magazine. Mein Gesicht prangte in den U-Bahn-Stationen von riesigen Werbeplakaten. Selbst die gestrengsten Kritiker der großen Tageszeitungen der Ostküste waren sich einig: Der junge Marcus Goldman hatte das Zeug zum großen Schriftsteller.

Ein Buch nur, ein einziges Buch, und mir öffneten sich die Türen zu einem neuen Leben: dem der millionenschweren Jungstars. Ich zog bei meinen Eltern in Montclair, New Jersey, aus und richtete mich in einem schicken Apartment im Village ein. Ich tauschte meinen Ford aus dritter Hand gegen einen nagelneuen schwarzen Range Rover mit getönten Scheiben. Ich verkehrte fortan in feinen Restaurants und nahm die Dienste eines Literaturagenten in Anspruch, der sich um mein Zeitmanagement kümmerte und mit mir in meiner neuen Bleibe auf einem riesigen Flachbildschirm Baseball schaute. Außerdem mietete ich einen Steinwurf vom Central Park entfernt ein Büro an, in dem eine Sekretärin, die ein bisschen in mich verliebt war und auf den Vornamen Denise hörte, meine Post sichtete, mir Kaffee machte und alle wichtigen Unterlagen ablegte.

In den ersten sechs Monaten nach der Veröffentlichung des Buchs genügte es mir vollauf, die angenehmen Seiten meines neuen Daseins auszukosten. Ich schaute morgens im Büro vorbei, um die jüngsten Artikel über mich zu überfliegen und die Fanbriefe zu lesen, die täglich zu Dutzenden ins Haus flatterten und die Denise danach in dicken Ordnern abheftete. Anschließend bummelte ich selbstzufrieden und in dem Gefühl, bereits genug gearbeitet zu haben, durch die Straßen von Manhattan, in denen die Passanten zu tuscheln angingen, wenn ich an ihnen vorbeiging. Die restliche Zeit des Tages nutzte ich, um die neuen Rechte zu genießen, die der Ruhm mir gewährte: das Recht, mir alles zu kaufen, worauf ich Lust hatte; das Recht auf eine VIP-Loge im Madison Square Garden, wenn ich mir ein Spiel der Rangers ansehen wollte; das Recht, mit Musikstars, von denen ich in jüngeren Jahren sämtliche Platten gekauft hatte, über den roten Teppich zu schreiten; das Recht, mit Lydia Gloor, der umschwärmten Hauptdarstellerin aus der derzeit angesagtesten Fernsehserie, auszugehen. Ich war ein berühmter Schriftsteller und hatte das Gefühl, den schönsten Beruf der Welt auszuüben. In der Gewissheit, dass mein Erfolg ewig währte, hatte ich die ersten Warnungen meines Agenten und meines Verlegers in den Wind geschlagen, die mich drängten, mich wieder an die Arbeit zu machen und mit meinem zweiten Roman zu beginnen.

In den nächsten sechs Monaten merkte ich, dass sich der Wind

zu drehen begann: Die Fanbriefe wurden immer spärlicher, auf der Straße wurde ich immer seltener angesprochen. Schon bald konfrontierten mich die wenigen Passanten, die mich überhaupt noch erkannten, mit Fragen wie: »Mr Goldman, worum geht es in Ihrem nächsten Buch? Und wann erscheint es?« Mir wurde klar, dass ich loslegen musste, und das tat ich. Ich hatte bereits Ideen auf lose Blätter notiert und Exposés in den Computer getippt, aber sie taugten nichts. Ich brachte neue Ideen hervor und verfasste neue Exposés. Wieder ohne Erfolg. Schließlich legte ich mir einen neuen Computer zu in der Hoffnung, dass er zusammen mit guten Ideen und hervorragenden Exposés verkauft würde. Fehlanzeige. Also änderte ich die Methode: Ich nahm Denise bis spätnachts in Beschlag, um ihr zu diktieren, was ich für große Sätze, Bonmots und Vorstöße zu außergewöhnlichen Romanen hielt. Doch am nächsten Tag kamen mir die Wörter abgeschmackt, die Sätze holprig und meine Vorstöße wie Rückschläge vor. Phase zwei der Krankheit hatte begonnen.

Im Herbst 2007 war seit der Herausgabe meines ersten Buchs ein Jahr vergangen, und ich hatte noch keine einzige Zeile des nächsten zu Papier gebracht. Als es keine Briefe mehr abzulegen gab, man mich in der Öffentlichkeit nicht mehr erkannte und die Plakate mit meinem Konterfei aus den großen Buchhandlungen verschwunden waren, begriff ich, dass Ruhm vergänglich ist. Er ist eine ausgehungerte Gorgo, und wer sie nicht füttert, wird rasch ersetzt: Angesagte Politiker, das Sternchen aus der jüngsten Reality-Show, eine Rockband, der gerade der Durchbruch gelungen war – sie beanspruchten nun meine Portion des öffentlichen Interesses. Dabei waren seit Erscheinen meines Buchs erst zwölf Monate vergangen, eine in meinen Augen lächerlich kurze Zeitspanne, für den Rest der Menschheit jedoch eine Ewigkeit. Im selben Jahr war allein in den USA eine Million Kinder geboren worden, eine Million Menschen war gestorben, auf gut zehntausend war geschossen worden, eine halbe Million waren drogensüchtig, eine Million zu Millionären geworden, siebzehn Millionen hatten sich ein neues Handy angeschafft, fünfzigtausend waren bei Autounfällen ums Leben gekommen und zwei Millionen bei selbigen mehr oder weniger schwer verletzt worden. Und ich, ich hatte nur ein Buch geschrieben.

Schmid & Hanson, der einflussreiche New Yorker Verlag, der mir für den ersten Roman ein hübsches Sümmchen offeriert hatte und große Hoffnungen in mich setzte, machte meinem Agenten Douglas Claren Druck, und der wiederum lag mir in den Ohren. Er sagte, die Zeit dränge, ich müsse unbedingt ein neues Manuskript vorlegen. Ich bemühte mich, ihn und damit auch mich selbst zu beruhigen, und beteuerte, dass es mit dem zweiten Roman gut voranginge und er sich keine Sorgen zu machen brauche. Doch trotz der vielen Stunden, die ich mich in meinem Büro verkroch, blieben die Seiten leer: Meine Inspiration hatte sich sang- und klanglos davongemacht, und ich fand sie beim besten Willen nicht wieder. Wenn ich abends schlaflos im Bett lag, überlegte ich mir, dass es den großen Marcus Goldman schon bald, noch vor seinem dreißigsten Geburtstag, nicht mehr geben würde. Diese Vorstellung erschreckte mich dermaßen, dass ich, um auf andere Gedanken zu kommen, Urlaub zu machen beschloss: Ich gönnte mir einen Monat in einem Luxushotel in Miami, sozusagen, um wiederaufzutanken, weil ich zutiefst davon überzeugt war, dass mir die Entspannung unter Palmen zur Wiedererlangung meines vollen kreativen Potenzials verhelfen würde. Doch Florida war natürlich nur ein herrlicher Fluchtversuch, und schon zweitausend Jahre vor mir hatte der Philosoph Seneca dieselbe leidvolle Erfahrung gemacht: Wohin man auch flieht – die Probleme mogeln sich ins Gepäck und folgen einem überallhin. Es war, als wäre mir nach der Landung in Miami ein freundlicher kubanischer Gepäckträger zum Ausgang nachgelaufen und hätte zu mir gesagt: »Sind Sie Mr Goldman?«

»Ja.«

»Dann gehört das hier Ihnen.«

Und er hätte mir einen Umschlag mit einem Papierstoß darin hingehalten.

»Sind das meine leeren Seiten?«

»Ja, Mr Goldman. Sie wollten New York doch wohl nicht ohne sie verlassen?«

Ich verbrachte also einen Monat allein, elend und verdrossen mit meinen Dämonen in einer Hotelsuite in Florida. Das mit »NeuerRoman.doc« benannte Dokument auf meinem Computer, der Tag und

Nacht lief, blieb zu meiner Verzweiflung blank. Dass ich mir eine in Künstlerkreisen weitverbreitete Krankheit eingefangen hatte, wurde mir an dem Abend klar, an dem ich den Pianisten der Hotelbar auf eine Margarita einlud. Er erzählte mir an der Theke, dass er in seinem ganzen Leben nur einen einzigen Song geschrieben habe, aber der war ein Bombenhit gewesen. Er war damit so erfolgreich gewesen, dass er nie wieder etwas hatte schreiben können, und jetzt war er total abgebrannt und unglücklich und hielt sich über Wasser, indem er für die Hotelgäste die Hits von anderen auf dem Klavier klimperte. »Früher habe ich Mordstourneen gemacht und bin in den größten Sälen des Landes aufgetreten«, erzählte er und packte mich am Hemdkragen. »Zehntausend Menschen haben meinen Namen geschrien, die Puppen sind reihenweise in Ohnmacht gefallen, und ein paar haben mir sogar ihr Höschen zugeworfen. Das war was!« Nachdem er wie ein kleiner Hund das Salz rund um sein Glas abgeleckt hatte, fügte er hinzu: »Ich schwör dir, das ist die Wahrheit.« Und das war ja gerade das Schlimme: Ich wusste, dass es stimmte.

Phase drei meines Unglücks begann mit meiner Rückkehr nach New York. Auf dem Heimflug von Miami las ich an Bord einen Artikel über einen Nachwuchsautor, von dem soeben ein von der Kritik beweihräucherter Roman erschienen war, und bei meiner Ankunft am Flughafen LaGuardia starrte mir in der Gepäckhalle von großen Plakaten sein Gesicht entgegen. Das Leben verhöhnte mich: Man vergaß mich nicht nur, sondern, schlimmer noch, man war dabei, mich zu ersetzen. Douglas, der mich am Flughafen abholte, war außer sich: Bei Schmid & Hanson war man am Ende der Geduld, man wollte einen Beweis, dass ich vorankam und imstande war, ihnen bald das fertige Manuskript zu präsentieren.

»Es sieht schlecht aus für uns«, sagte er im Auto auf der Fahrt nach Manhattan. »Sag mir, dass du in Florida Kraft getankt hast und mit deinem Buch ein gutes Stück vorangekommen bist! Da ist dieser Kerl, von dem jetzt alle reden ... Sein Buch wird der große Weihnachtssknaller. Und du, Marcus? Was hast du für Weihnachten zu bieten?«

»Ich knie mich rein!«, rief ich in Panik. »Ich krieg das hin! Wir starten eine große Werbekampagne, dann klappt das schon! Die

Leute haben mein erstes Buch gemocht, dann werden sie auch das nächste mögen!«

»Marc, du begreifst es nicht: Vor ein paar Monaten hätten wir das noch tun können. Das war ja gerade unsere Strategie: auf der Welle deines Erfolgs reiten, das Publikum bei Laune halten und ihm geben, was es will. Das Publikum wollte Marcus Goldman, aber da Marcus Goldman sich in Florida auf die faule Haut gelegt hat, haben die Leser sich das Buch von einem anderen gekauft. Verstehst du was von Wirtschaft, Marc? Bücher sind ein austauschbares Produkt geworden. Die Leute wollen ein Buch, das ihnen gefällt, sie ablenkt und unterhält. Und wenn du ihnen das nicht lieferst, tut es dein Nachbar, und du bist abgemeldet.«

Douglas' Orakelsprüche hatten mir einen gehörigen Schrecken eingejagt, und ich stürzte mich in die Arbeit: Ich fing um sechs Uhr morgens an und hörte nicht vor neun oder zehn Uhr abends auf. Im Rausch der Verzweiflung verbrachte ich ganze Tage in meinem Büro, schrieb ohne Unterlass, saugte mir Wörter aus den Fingern, reihte Satz um Satz aneinander und sammelte Einfälle für meinen Roman. Doch zu meinem größten Leidwesen kam nichts Brauchbares dabei heraus. Denise verbrachte ihrerseits die Tage damit, sich Sorgen um meinen Zustand zu machen. Da sie nichts mehr zu tun hatte – kein Diktat, das sie aufnehmen, keine Post, die sie durchsehen, keinen Kaffee, den sie kochen musste –, tigerte sie im Gang auf und ab, und wenn sie es nicht mehr aushielt, trommelte sie an meine Tür.

»Ich flehe Sie an, Marcus, machen Sie auf!«, jammerte sie. »Kommen Sie aus Ihrem Büro, und gehen Sie ein bisschen im Park spazieren. Sie haben heute noch nichts gegessen!«

Ich schrie zurück: »Ich habe keinen Hunger! Kein Buch, kein Essen!«

Sie fing fast an zu schluchzen. »Sagen Sie nicht so schreckliche Sachen, Marcus. Ich gehe zum Deli an der Ecke und hole Ihnen Roastbeefsandwiches, die mögen Sie doch. Ich beeile mich! Bin gleich wieder da!«

Ich hörte, wie sie sich ihre Handtasche schnappte, zur Wohnungstür lief und gleich darauf die Treppe hinunterstürmte, als könnte ihre Eile etwas an meiner Situation ändern. Ich hatte endlich erkannt, wo-

ran ich so litt: Aus dem Nichts heraus ein Buch zu schreiben war mir leichtgefallen. Aber jetzt, wo ich mich auf dem Gipfel des Ruhms befand, jetzt, wo ich meinem Talent gerecht werden und noch einmal den beschwerlichen Marsch zum Erfolg antreten sollte – denn nichts anderes ist das Verfassen eines guten Romans –, fühlte ich mich der Sache nicht mehr gewachsen. Die Schriftstellerkrankheit hatte mich erwischt, und niemand konnte mir helfen: Alle, mit denen ich darüber redete, meinten, das sei Kinderkram und bestimmt normal, und wenn ich mein Buch nicht heute schriebe, dann eben morgen. Ich versuchte, bei meinen Eltern in Montclair zwei Tage am Stück in meinem alten Zimmer zu arbeiten, in demselben Zimmer, in dem ich zu meinem ersten Roman inspiriert worden war. Aber dieser Versuch scheiterte kläglich, woran meine Mutter vielleicht nicht unschuldig war, denn sie saß beide Tage neben mir und wiederholte, den Blick fest auf den Bildschirm meines Notebooks geheftet, immer wieder: »Das ist sehr gut, Markie.«

»Mama, ich habe nicht eine Zeile geschrieben«, sagte ich irgendwann.

»Aber ich spüre, dass es gut wird.«

»Mama, wenn du mich eine Weile allein lassen könntest ...«

»Allein lassen? Warum? Hast du Blähungen? Musst du furzen? Du kannst in meiner Gegenwart furzen, mein Schatz. Ich bin deine Mutter.«

»Nein, ich muss nicht furzen, Mama.«

»Bist du hungrig? Hast du Lust auf Pancakes? Waffeln? Etwas Herzhaftes? Eier vielleicht?«

»Nein, ich bin nicht hungrig.«

»Warum soll ich dich dann allein lassen? Willst du damit sagen, dass dich die Anwesenheit der Frau stört, die dir das Leben geschenkt hat?«

»Nein, du störst mich nicht, aber ...«

»Aber was?«

»Nichts, Mama.«

»Was du brauchst, ist eine Freundin, Markie. Glaubst du etwa, ich wüsste nicht, dass du dich von dieser Schauspielerin aus dem Fernsehen getrennt hast? Wie hieß sie noch?«

»Lydia Gloor. Wir waren nicht richtig zusammen, Mama. Ich meine, es war nur eine Affäre.«

»Nur eine Affäre, nur eine Affäre! So halten das die jungen Leute heutzutage: immer nur Affären, und mit fünfzig haben sie eine Glatze und stehen ohne Familie da!«

»Was hat die Glatze damit zu tun, Mama?«

»Gar nichts. Aber findest du es richtig, dass ich aus einer Zeitschrift von deiner Beziehung mit diesem Mädchen erfahre? Welcher Sohn tut seiner Mutter so etwas an, sag? Stell dir vor, da gehe ich kurz vor deiner Abreise nach Florida zu Scheingetz – dem Friseur, nicht dem Metzger –, und dort sehen mich alle so komisch an. Ich frage, was los ist, und da hält mir Mrs Berg mit der Trockenhaube auf dem Kopf die Zeitschrift, die sie gerade liest, unter die Nase. Darin ist ein Foto von dir und dieser Lydia Gloor. Es zeigt euch zusammen auf der Straße, und in der Überschrift steht, dass ihr euch getrennt habt. Der ganze Friseursalon wusste über eure Trennung Bescheid, und ich, ich wusste nicht einmal, dass du was mit diesem Mädchen hattest! Natürlich wollte ich nicht als die Dumme dastehen, und deshalb habe ich gesagt, dass die Kleine bezaubernd ist und oft zum Abendessen bei uns war.«

»Mama, ich habe dir nichts davon erzählt, weil es nichts Ernstes war. Sie war nicht die Richtige, weißt du.«

»Es ist nie die Richtige! Du lässt dich immer mit den falschen Frauen ein, Markie! Das ist das Problem. Oder glaubst du, eine Fernsehschauspielerkin könnte dir den Haushalt führen? Stell dir vor, gestern habe ich im Supermarkt Mrs Emerson getroffen. Ihre Tochter ist auch noch ledig. Sie wäre perfekt für dich. Außerdem hat sie sehr schöne Zähne. Soll ich ihr sagen, dass sie uns mal besuchen soll?«

»Nein, Mama. Ich versuche zu arbeiten.«

In diesem Augenblick klingelte es an der Tür.

»Ich glaube, das sind sie«, sagte meine Mutter.

»Wer sind sie?«

»Mrs Emerson und ihre Tochter. Ich habe sie für sechzehn Uhr zum Tee eingeladen, und jetzt ist es Punkt sechzehn Uhr. Eine gute Frau ist eine pünktliche Frau. Liebst du sie nicht jetzt schon?«

»Du hast sie zum Tee eingeladen? Wirf sie raus, Mama! Ich will sie nicht sehen! Ich muss ein Buch schreiben, verdammt! Ich bin nicht hier, um Kaffeekränzchen abzuhalten, ich muss einen Roman schreiben!«

»Oh, Markie, du bräuchtest wirklich eine Freundin, ein Mädchen, mit dem du dich verlobst und das du heiratest. Du denkst viel zu viel an deine Bücher und vergisst darüber das Heiraten ...«

Niemand begriff, was auf dem Spiel stand: Ein neues Buch musste her, und sei es nur, um die Klauseln des Vertrags zu erfüllen, der mich an den Verlag band. Im Januar 2008 bestellte mich Roy Barnaski, der allmächtige Direktor von Schmid & Hanson, in sein Büro im einundfünfzigsten Stock eines Hochhauses in der Lexington Avenue, um mir ernsthaft ins Gewissen zu reden: »Also, Goldman, wann kriege ich Ihr neues Manuskript?«, polterte er. »Wir haben einen Vertrag über fünf Bücher. Sie müssen sich an die Arbeit machen, und zwar dalli! Wir wollen Ergebnisse sehen! Wir müssen Umsatz machen! Sie sind mit der Abgabe in Verzug! Sie sind mit allem im Verzug! Sie haben ja gesehen, wie dieser Bursche, der vor Weihnachten sein Buch rausgebracht hat, Sie in der Gunst des Publikums verdrängt hat! Sein Agent sagt, dass sein nächster Roman schon fast fertig ist. Und Sie? Durch Sie verlieren wir nur Geld! Also, reißen Sie sich am Riemen, und bringen Sie die Sache in Ordnung. Landen Sie einen großen Coup, schreiben Sie mir ein gutes Buch, und retten Sie Ihre Haut. Ich gebe Ihnen sechs Monate. Bis Juni.«

Sechs Monate, um ein Buch zu schreiben! Dabei war ich seit fast anderthalb Jahren blockiert. Aussichtslos. Aber es kam noch schlimmer: Barnaski hatte mir zwar eine Frist gesetzt, mich aber nicht über die Konsequenzen aufgeklärt, die ich würde tragen müssen, wenn ich es nicht schaffte. Das übernahm Douglas zwei Wochen später bei seiner x-ten Unterredung mit mir. Er sagte: »Du musst das Buch schreiben, Junge, du kannst dich nicht länger verkriechen. Du hast für fünf Bücher unterschrieben! Fünf Bücher! Barnaski ist stinksauer und mit seiner Geduld am Ende. Er hat mir erzählt, dass er dir eine Gnadenfrist bis Juni gesetzt hat. Ist dir klar, was passiert, wenn du es verbockst? Sie lösen deinen Vertrag auf, verklagen dich und saugen dich bis aufs Mark aus. Sie nehmen dir deine ganze Kohle weg, und

dann ist Schluss mit dem schönen Leben, dem schicken Apartment, den italienischen Slippers und dem dicken Auto: Dann hast du nichts mehr. Sie werden dich bluten lassen.«

Noch vor einem Jahr war ich als neuer Stern am Literaturhimmel gefeiert worden, und nun galt ich als größte Enttäuschung, als schlimmster Bummelant der nordamerikanischen Verlagsszene. Lektion zwei: Ruhm ist nicht nur vergänglich, sondern hat auch Konsequenzen. Am Abend nach Douglas' Standpauke griff ich zum Telefon und wählte die Nummer des einzigen Menschen, von dem ich annahm, dass er mir aus dieser Notlage heraushelfen konnte: Harry Quebert, mein ehemaliger Professor und zudem einer der meistgelesenen und angesehensten Autoren Amerikas, mit dem ich seit gut zehn Jahren, seit ich am Burrows College in Massachusetts bei ihm studiert hatte, eng verbunden war.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich ihn seit über einem Jahr nicht mehr gesehen und fast genauso lange nicht mehr mit ihm telefoniert. Ich rief ihn zu Hause in Aurora, New Hampshire, an.

Als er meine Stimme hörte, meinte er spöttisch: »Ah, Marcus! Sind Sie es wirklich? Kaum zu glauben! Seit Sie ein Star sind, lassen Sie nichts mehr von sich hören. Vor einem Monat habe ich versucht, Sie zu erreichen, aber Ihre Sekretärin hat mich wissen lassen, dass Sie für niemanden zu sprechen sind.«

Ich erwiderte unumwunden: »Mir geht's schlecht, Harry. Ich glaube, ich kann nicht mehr schreiben.«

Er wurde schlagartig ernst. »Was reden Sie da, Marcus?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich schreiben soll. Ich bin erledigt. Schreibhemmung ... seit Monaten ... vielleicht einem Jahr.«

Er stimmte ein warmes, beruhigendes Lachen an. »Eine geistige Blockade, das ist es, Marcus! Schreibhemmung klingt genauso albern wie Ladehemmung beim Sex. Das Genie kriegt die Panik, genau wie Ihr Schwanz schlapp macht, wenn Sie gerade mit einer Ihrer Lehrerinnen Schubkarre spielen wollen und zu sehr daran denken, wie Sie ihr einen Orgasmus verschaffen, den man auf der Richterskala messen kann. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über die Genialität, reihen Sie einfach nur ein Wort ans andere. Die Genialität kommt dann von ganz allein.«

»Meinen Sie?«

»Da bin ich mir sicher. Allerdings sollten Sie Ihr mondänes Leben mit den Cocktailpartys ein wenig zurückfahren. Schreiben ist eine ernste Angelegenheit. Ich dachte, das hätte ich Ihnen eingebläut.«

»Aber ich arbeite hart! Ich tue nichts anderes mehr! Und trotzdem kommt nichts dabei heraus!«

»Vielleicht fehlt Ihnen ja nur die richtige Umgebung? New York ist schön und gut, aber viel zu laut. Warum kommen Sie nicht hierher, so wie damals, als Sie noch bei mir studiert haben?«

Raus aus New York und ein Tapetenwechsel! Noch nie war mir eine Einladung ins Exil sinnvoller erschienen. Mich in der amerikanischen Provinz in Gesellschaft meines alten Meisters auf die Suche nach der Inspiration für ein neues Buch machen – das war genau das, was ich brauchte. Und so brach ich eine Woche später, Mitte Februar 2008, nach Aurora in New Hampshire auf, nur wenige Monate vor den dramatischen Ereignissen, von denen ich Ihnen hier berichten werde.

Vor diesem Fall, der im Sommer 2008 ganz Amerika erregte, hatte noch nie jemand von Aurora gehört. Es ist eine Kleinstadt am Meer, mit dem Auto etwa eine Viertelstunde von der Grenze nach Massachusetts entfernt. In der Hauptstraße gibt es ein Kino, dessen Programm im Vergleich zum Rest des Landes stets hinterherhinkt, ein paar Läden, ein Postamt, ein Polizeirevier und eine Handvoll Restaurants, darunter das Clark's, das historische Diner der Stadt. Drumherum friedliche Wohnviertel aus bunt gestrichenen Holzhäusern mit einladenden Veranden, Schieferdächern und tadellos gepflegten Rasen. Es ist ein Stück Amerika, dessen Bewohner ihre Haustüren nicht abschließen, einer von diesen Orten, wie es sie nur in Neuengland gibt, und so beschaulich, dass man meint, hier könnte nichts Böses geschehen.

Ich kannte Aurora gut, weil ich Harry in der Zeit, als ich noch sein Student war, oft besucht hatte. Er wohnte in einem herrlichen Haus

aus Stein und massiven Kiefernbohlen außerhalb der Stadt an der Route 1 in Richtung Maine, am Ufer eines Meeresarms, der in den Landkarten als Goose Cove verzeichnet ist. Es war eine wahre Schriftstellervilla, die mit ihrer Sonnenterrasse, von der eine Treppe direkt zum Strand hinunterführte, über dem Ozean thronte. Die Umgebung war wilde Beschaulichkeit pur: der Küstenwald, die Uferstreifen mit ihren Kieseln und riesigen Steinen, die feuchten, farn- und moosbewachsenen Wäldchen, ein paar Spazierwege, die am Strand entlangführten. Man hätte sich am Ende der Welt wähen können, hätte man nicht gewusst, dass einen nur wenige Meilen von der Zivilisation trennten. Und man konnte sich lebhaft vorstellen, wie der in die Jahre gekommene Autor, von den Gezeiten und Sonnenuntergängen inspiriert, auf der Terrasse seine Meisterwerke verfasste.

Am 10. Februar 2008 verließ ich New York auf dem Höhepunkt meiner Schaffenskrise. Im Land ging es hoch her, denn die Präsidentschaftswahlen standen vor der Tür: Am Super Tuesday (der ausnahmsweise im Februar und nicht im März stattgefunden hatte – ein Beweis dafür, dass dies ein außergewöhnliches Jahr werden sollte) hatte bei den Republikanern einige Tage zuvor Senator McCain das Rennen gemacht, während bei den Demokraten noch immer der Kampf zwischen Hillary Clinton und Barack Obama tobte. Ich fuhr ohne Pause bis Aurora durch. Der Winter war schneereich, und unterwegs zogen tiefweiße Landschaften an mir vorbei. Ich liebte New Hampshire.

Ich liebte die Ruhe dort, die riesigen Wälder, die von Seerosen bedeckten Teiche, in denen man im Sommer schwimmen und auf denen man im Winter Schlittschuh laufen konnte, und ich mochte die Vorstellung, dass man hier weder Mehrwert- noch Einkommenssteuer zahlte. In meinen Augen war New Hampshire ein libertärer Staat, und sein in die Kennzeichen der mich auf der Autobahn überholenden Fahrzeuge eingprägtes Motto *FREI LEBEN ODER STERBEN* umriss sehr gut das starke Freiheitsgefühl, das mich bei jedem meiner Aufenthalte in Aurora durchdrungen hatte. Und ich erinnere mich noch gut, wie mich bei meiner Ankunft in Goose Cove an diesem kalten, nebligen Nachmittag plötzlich ein Gefühl tiefen inneren Friedens überkam. Harry erwartete mich, in eine dicke Winterjacke

gehüllt, unter dem Portalvorbau seines Hauses. Als ich aus dem Wagen stieg, kam er mir entgegen, legte mir die Hände auf die Schultern und schenkte mir ein breites, ermutigendes Lächeln.

»Was ist los mit Ihnen, Marcus?«

»Ich weiß es nicht, Harry ...«

»Na, na, Sie waren schon immer ein viel zu sensibler junger Mann.«

Noch bevor ich meine Sachen auspackte, machten wir es uns im Wohnzimmer bequem, um uns ein wenig zu unterhalten. Er schenkte uns Kaffee ein. Im Kamin knisterte ein Feuer. Im Inneren des Hauses war es gemütlich, während ich durch die riesige Panoramascheibe den von eisigen Winden aufgepeitschten Ozean sah und den nassen Schnee, der auf die Felsen fiel.

»Ich hatte vergessen, wie schön es hier ist«, murmelte ich.

Er nickte. »Ich werde mich gut um Sie kümmern, mein junger Freund, Sie werden sehen. Sie werden uns hier einen Mordsroman zusammenschreiben. Machen Sie sich keinen Kopf, alle guten Schriftsteller durchlaufen mal solche schwierigen Phasen.«

Er hatte diese gelassene, zuversichtliche Art, wie ich sie seit jeher von ihm kannte. Ich hatte diesen Mann noch nie zweifeln sehen. Charismatisch und selbstsicher, strahlte er eine natürliche Autorität aus. Obwohl er auf die siebenundsechzig zugeht, war er mit seiner vollen, silbergrauen, stets gepflegten Mähne, den breiten Schultern und dem kräftigen Körper, dem man das jahrelange Boxen ansah, eine eindrucksvolle Erscheinung. Harry war Boxer, und durch diese Sportart, die ich selbst fleißig praktizierte, hatten wir uns am Burrows College angefreundet.

Meine Verbundenheit mit Harry, auf die ich in diesem Buch noch eingehen werde, war sehr tief. Er war im Jahr 1998 in mein Leben getreten, als ich ein Studium am Burrows College in Massachusetts aufgenommen hatte. Damals war ich zwanzig, er siebenundfünfzig gewesen. Seit nunmehr fünfzehn Jahren hatte er damals der literarischen Fakultät dieser bescheidenen Provinzhochschule mit ihrer gemütlichen Atmosphäre und netten, höflichen Studentenschar goldene Zeiten beschert. Bis dahin hatte ich den großen Schriftsteller Harry Quebert nur dem Namen nach gekannt. In Burrows begegnete ich »Harry«, kurz und knapp. Trotz des Altersunterschieds sollte er

einer meiner engsten Freunde werden und mir das Schreiben beibringen. Er selbst hatte die höheren Weihen Mitte der 1970er-Jahre empfangen, als sich sein zweites Buch, *Der Ursprung des Übels*, fünfzehn Millionen Mal verkaufte und ihm sowohl den National Book Award als auch den National Literary Award, die beiden angesehensten Literaturpreise des Landes, einbrachte. Seither publizierte er in regelmäßigen Abständen und schrieb eine viel beachtete monatliche Kolumne im *Boston Globe*. Er zählte zu den Galionsfiguren der amerikanischen Intelligenzija, hielt zahlreiche Vorträge und war ein gefragter Gast bei den wichtigeren kulturellen Veranstaltungen. Seine Meinung in politischen Fragen hatte Gewicht. Er genoss hohes Ansehen, war der Stolz seines Landes und zählte zum Besten, was Amerika hervorzubringen imstande war. In den Wochen, die ich bei ihm verbringen wollte, würde es ihm hoffentlich gelingen, wieder einen Schriftsteller aus mir zu machen und mir zu zeigen, wie ich mich aus dieser kreativen Sackgasse herausmanövrieren konnte. Ich musste allerdings feststellen, dass Harry meine Lage zwar schwierig, aber nicht ungewöhnlich fand. »Autoren haben manchmal einen Blackout, das gehört zum Berufsrisiko«, klärte er mich auf. »Machen Sie sich an die Arbeit, Sie werden sehen, das Problem löst sich von ganz allein.« Er stellte mir sein Arbeitszimmer im Erdgeschoss zur Verfügung, wo er selbst all seine Bücher geschrieben hatte, auch den *Ursprung des Übels*. Dort brachte ich lange Stunden mit dem Versuch zu, ebenfalls etwas zu Papier zu bringen, doch ich war zu sehr in die Betrachtung des Ozeans und Schnees auf der anderen Seite der Fensterscheibe versunken. Wenn Harry mir Kaffee oder etwas zu essen brachte und meine verzweifelte Miene sah, versuchte er mich aufzumuntern.

Eines Morgens sagte er schließlich zu mir: »Machen Sie nicht so ein Gesicht, Marcus. Man könnte meinen, Sie müssten sterben.«

»Ich bin nah dran ...«

»Aber, aber ... Zermartern Sie sich von mir aus den Kopf über den Gang der Welt oder den Krieg im Irak, aber doch nicht wegen einem lausigen Buch ... Dafür ist es noch zu früh. Sie sind wirklich rührend, wissen Sie das? Sie machen ein Riesentheater, weil es Ihnen schwerfällt, auch nur drei Zeilen zu schreiben. Sehen Sie doch mal den Tatsachen ins Auge: Sie haben ein großartiges Buch geschrieben,

Sie sind reich und berühmt geworden, und Ihr zweites Buch hat ein bisschen Mühe, aus Ihrem Kopf herauszukommen. An dieser Situation ist überhaupt nichts Merkwürdiges oder Beunruhigendes ...«

»Was ist mit Ihnen? Haben Sie dieses Problem nie gehabt?«

Er lachte schallend. »Eine Schreibblockade? Soll das ein Scherz sein? Mein armer Freund: öfter, als Sie sich vorstellen können!«

»Mein Verleger sagt, wenn ich nicht jetzt sofort ein neues Buch schreibe, bin ich erledigt.«

»Wissen Sie, was ein Verleger ist? Ein gescheiterter Schriftsteller, dessen Papa reichlich Kohle hatte und es ihm ermöglichen konnte, sich das Talent anderer anzueignen. Sie werden sehen, Marcus, alles kommt ganz schnell wieder in Ordnung. Vor Ihnen liegt eine steile Karriere. Ihr erstes Buch war bemerkenswert, Ihr zweites wird noch besser. Kopf hoch, ich helfe Ihnen.«

Ich kann zwar nicht behaupten, dass mir mein Rückzug nach Aurora die Inspiration zurückgab, aber er tat mir unbestreitbar gut. Harry auch, denn er war oft einsam, das wusste ich: Er hatte keine Familie und nicht viel Ablenkung. Wir verlebten glückliche Tage. Genau genommen waren es die letzten glücklichen Tage, die wir gemeinsam verbrachten. Wir machten ausgedehnte Spaziergänge am Meer, hörten uns wieder einmal die großen Opernklassiker an, zogen auf den Langlaufloipen unsere Bahnen, klapperten die kulturellen Veranstaltungen der Gegend ab und unternahmen Ausflüge in die umliegenden Supermärkte, um nach den kleinen Cocktailwürstchen Ausschau zu halten, deren Verkaufserlös der amerikanischen Armee zugutekam, denn Harry war ganz wild auf sie und meinte, allein diese Würstchen rechtfertigten die militärische Intervention im Irak. Wir aßen auch oft im Clark's zu Mittag und verbrachten ganze Nachmittage dort, tranken Kaffee und philosophierten über das Leben wie zu der Zeit, als ich noch sein Student gewesen war. Jeder in Aurora kannte und respektierte Harry, und auch mich kannten die Leute von früher. Von allen am meisten lagen mir Jenny Dawn, die Besitzerin des Clark's, und Erne Pinkas, der ehrenamtliche Gemeindebibliothekar. Er stand Harry sehr nahe und kam abends manchmal auf ein Gläschen Scotch in Goose Cove vorbei. Ich selbst suchte die Bücherei jeden Morgen auf, um die *New York Times* zu lesen. Am

ersten Tag war mir aufgefallen, dass Erne Pinkas ein Exemplar meines Buchs in einem gut sichtbaren Aufsteller platziert hatte. Stolz hatte er es mir gezeigt und gesagt: »Siehst du, Marcus, dein Buch steht in vorderster Reihe. Es ist seit einem Jahr das am häufigsten ausgeliehene Buch. Wann erscheint dein nächstes?« – »Ehrlich gesagt komme ich nicht so richtig in die Gänge. Deshalb bin ich hier.« – »Mach dir nichts draus. Du hast bestimmt bald eine zündende Idee, da bin ich mir sicher.« – »Zum Beispiel?« – »Davon verstehe ich nicht viel, du bist der Schriftsteller. Aber man muss ein Thema finden, das die Leute begeistert.«

Harry saß im Clark's seit dreißig Jahren am selben Tisch, nämlich an dem mit der Nummer 17, an den Jenny eine Metallplakette hatte schrauben lassen. Sie trug die Aufschrift:

*An diesem Tisch verfasste der Schriftsteller Harry
Quebert im Sommer 1975 seinen berühmten
Roman Der Ursprung des Übels.*

Ich kannte diese Plakette seit jeher, hatte ihr aber nie wirklich Beachtung geschenkt. Erst bei diesem Aufenthalt begann ich mich näher für sie zu interessieren und betrachtete sie lange. Schon bald gingen mir die ins Metall gravierten Worte nicht mehr aus dem Kopf: An diesem armseligen, von Fett und Ahornsirup klebrigen Tisch im Diner einer Kleinstadt von New Hampshire hatte Harry also gegessen und sein gewaltiges Meisterwerk verfasst, das ihn zu einer literarischen Legende gemacht hatte. Woher hatte er die Inspiration genommen? Auch ich wollte mich an diesen Tisch setzen, schreiben und darauf warten, dass mich ein Geistesblitz traf. Also ließ ich mich zwei Nachmittage in Folge mit Papier und Stift daran nieder – doch vergebens. Schließlich fragte ich Jenny: »Er hat sich also hier an diesen Tisch gesetzt und geschrieben?«

Sie nickte. »Den ganzen Tag, Marcus, den lieben langen Tag. Pausenlos. Das war im Sommer 1975, daran erinnere ich mich noch gut.«

»Und wie alt war er damals?«

»So alt wie du. Um die dreißig. Vielleicht ein paar Jahre älter.«

In mir wallte ein grimmiger Wunsch auf: Auch ich wollte ein

Meisterwerk verfassen, auch ich wollte ein Buch schreiben, das Maßstäbe setzte. Harry begriff das, als er feststellte, dass ich nach fast einmonatigem Aufenthalt bei ihm keine Zeile zu Papier gebracht hatte. Die folgende Szene spielte sich Anfang März in seinem Arbeitszimmer in Goose Cove ab, in dem ich immer noch auf die göttliche Erleuchtung wartete, als er, mit einer Schürze um den Bauch, hereinkam und mir ein paar eigenhändig frittierte Donuts brachte.

»Geht's voran?«, erkundigte er sich.

»Das wird der ganz große Wurf«, behauptete ich und reichte ihm den Papierstapel, den mir der kubanische Gepäckträger drei Monate zuvor hinterhergetragen hatte.

Er stellte das Tablett ab, um einen Blick darauf zu werfen: »Sie haben nichts geschrieben? Sie sind seit drei Wochen hier und haben *nichts* geschrieben?«

Ich fuhr aus der Haut: »Nein, nichts! Jedenfalls nichts Brauchbares! Nur Ideen für einen schlechten Roman.«

»Herrgott, Marcus! Wollen Sie einen Roman schreiben oder nicht?«

Ich erwiderte, ohne nachzudenken: »Ein Meisterwerk! Ich will ein Meisterwerk schreiben!«

»Ein Meisterwerk?«

»Ja. Ich will einen großartigen Roman mit großartigen Ideen schreiben! Ich will ein Buch schreiben, das Eindruck macht.«

Harry musterte mich kurz und brach dann in Gelächter aus. »Ihr übertriebener Ehrgeiz geht mir auf die Nerven, Marcus, das sage ich Ihnen schon seit einer Ewigkeit. Sie werden ein ganz großer Schriftsteller, davon bin ich überzeugt. Aber wollen Sie wissen, was Ihr Problem ist? Sie haben es viel zu eilig! Wie alt sind Sie jetzt?«

»Dreißig.«

»Dreißig! Und Sie wollen schon jetzt eine Kreuzung aus Saul Bellow und Arthur Miller sein? Der Ruhm wird schon kommen, immer schön mit der Ruhe. Ich bin jetzt siebenundsechzig, und manchmal wird mir angst und bange, weil die Zeit so schnell vergeht. Jedes Jahr, das vergeht, ist ein Jahr weniger, und ich kann es nicht zurückholen. Was haben Sie geglaubt, Marcus? Dass Sie Ihr zweites Buch einfach so rausbauen können? Eine Schriftstellerlaufbahn braucht ihre Zeit,

mein Freund. Und um einen großen Roman zu schreiben, braucht man keine großartigen Ideen. Seien Sie einfach nur Sie selbst, dann schaffen Sie es bestimmt, da mache ich mir bei Ihnen keine Sorgen. Ich unterrichte seit fünfundzwanzig Jahren Literatur, seit fünfundzwanzig langen Jahren, und Sie sind der klügste Kopf, der mir dabei untergekommen ist.«

»Danke.«

»Danken Sie mir nicht, es ist schlicht und einfach die Wahrheit. Aber jammern Sie nicht wie ein altes Waschweib, weil Sie den Nobelpreis noch nicht bekommen haben. Himmel noch mal, mit dreißig! Also, wirklich! Schlagen Sie sich das mit dem großen Roman aus dem Kopf. Einen Nobelpreis für den größten Schwachsinn haben Sie verdient!«

»Aber wie haben Sie es angestellt, Harry? Ihr Buch *Der Ursprung des Übels* aus dem Jahr 1976 ist ein Meisterwerk! Dabei war es erst Ihr zweites Buch ... Wie haben Sie das gemacht? Wie schreibt man ein Meisterwerk?«

Er lächelte traurig.

»Marcus, Meisterwerke schreibt man nicht, sie entstehen einfach. Außerdem existiert für viele Menschen nur dieses eine Buch von mir. Damit will ich sagen, dass keines von denen, die darauf gefolgt sind, auch nur annähernd so erfolgreich war. Im Zusammenhang mit mir denken die Leute sofort und nahezu ausschließlich an *Der Ursprung des Übels*. Das ist traurig, denn wenn man mir mit dreißig gesagt hätte, dass ich den Zenit bereits erreicht habe, hätte ich mich wahrscheinlich ins Meer gestürzt. Also immer schön mit der Ruhe.«

»Bereuen Sie es, dass Sie dieses Buch geschrieben haben?«

»Ein bisschen vielleicht ... Ich weiß es nicht. Reue ist ein Begriff, den ich nicht mag: Er bedeutet nämlich, dass wir nicht zu dem stehen, was wir getan haben.«

»Was soll ich denn jetzt machen?«

»Was Sie schon immer am besten gekonnt haben: schreiben. Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Marcus: Machen Sie es nicht wie ich. Wir beide sind uns ausgesprochen ähnlich, wissen Sie, und deshalb beschwöre ich Sie: Wiederholen Sie nicht die Fehler, die ich begangen habe.«

»Welche Fehler?«

»Als ich im Sommer 1975 hierherkam, wollte ich auch unbedingt ein Meisterwerk schreiben. Ich war von der Idee und dem Wunsch besessen, ein berühmter Schriftsteller zu werden.«

»Und Sie haben es geschafft ...«

»Sie verstehen nicht: Gewiss, heute bin ich ein ›großer Schriftsteller‹, wie Sie es nennen, aber ich lebe allein in diesem riesigen Haus. Mein Leben ist leer, Marcus. Lassen Sie nicht zu, dass der Ehrgeiz Sie auffrisst. Sonst wird Ihr Herz einsam und Ihre Feder traurig. Warum haben Sie eigentlich keine Freundin?«

»Weil ich keine finde, die mir wirklich gefällt.«

»Ich glaube eher, dass Sie es mit dem Vögeln genauso halten wie mit dem Schreiben: entweder Ekstase oder nichts. Suchen Sie sich ein anständiges Mädchen, und geben Sie der Kleinen eine Chance. Und mit Ihrem Buch machen Sie es genauso. Geben Sie sich selbst eine Chance! Geben Sie Ihrem Leben eine Chance! Wissen Sie, was meine Hauptbeschäftigung ist? Möwen füttern. Ich sammle trockenes Brot in der Blechschachtel, der aus der Küche mit der Aufschrift *SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE*, und das werfe ich den Möwen hin. Sie sollten nicht immer nur schreiben ...«

Trotz der Ratschläge, die Harry mir erteilte, ließ mir ein Gedanke keine Ruhe: Was war bei ihm, als er in meinem Alter gewesen war, der Auslöser gewesen? Welcher Geistesblitz hatte es ihm erlaubt, *Der Ursprung des Übels* zu schreiben? Ich war wie besessen von dieser Frage, und da Harry mir sein Arbeitszimmer überlassen hatte, nahm ich mir die Freiheit, ein wenig darin herumzustoßern. Nie hätte ich mir vorstellen können, was ich entdecken würde! Alles begann damit, dass ich auf der Suche nach einem Stift eine Schublade aufzog und darin ein handgeschriebenes Heft und ein paar lose Blätter fand: Originale von Harry. Wie aufregend! Hier bot sich mir die unverhoffte Gelegenheit herauszufinden, wie Harry arbeitete, ob es in seinem Heft von Streichungen wimmelte oder ob er einfach wirklich ein Genie war. Begierig machte ich mich in seiner Bibliothek auf die Suche nach weiteren Manuskripten. Um freie Bahn zu haben, musste ich jedoch warten, bis Harry außer Haus war; also auf den Donnerstag, da unterrichtete er in Burrows: Er brach frühmorgens auf

und kehrte in der Regel erst am späten Abend zurück. So kam es am Nachmittag des 6. März 2008 zu einer Begebenheit, die ich augenblicklich wieder zu vergessen beschloss: Ich fand heraus, dass Harry im Alter von vierunddreißig Jahren eine Affäre mit einem fünfzehnjährigen Mädchen gehabt hatte. Das war im Jahr 1975 gewesen.

Ich kam seinem Geheimnis auf die Spur, als ich hemmungslos die Regale in seinem Arbeitszimmer durchforstete und dabei hinter ein paar Büchern auf eine große Lackschachtel mit Klappdeckel stieß. Ich witterte Beute, vielleicht sogar das Manuskript von *Der Ursprung des Übels*. Also nahm ich die Schachtel und öffnete sie, doch zu meinem großen Verdruss enthielt sie kein Manuskript, sondern lediglich ein paar Fotos und Zeitungsartikel. Die Fotos zeigten einen jungen Harry, einen flotten Dreißiger: elegant, stolz, neben sich ein junges Ding. Vier oder fünf Fotos waren es insgesamt, und auf allen war dieses Mädchen zu sehen. Auf einem posierte Harry mit nacktem Oberkörper, braun gebrannt und muskulös am Strand: Er drückte das lächelnde Mädchen an sich; die Kleine hatte sich die Sonnenbrille in ihr langes, blondes Haar geschoben, um es zurückzuhalten, und küsste ihn auf die Wange. Auf der Rückseite des Fotos stand: *Nola und ich, Martha's Vineyard, Ende Juli 1975*. Vor lauter Aufregung über meinen Fund merkte ich nicht, dass Harry viel früher als erwartet vom College zurückkam. Ich hörte weder die knirschenden Autoreifen seiner Corvette auf der Kiesauffahrt von Goose Cove noch seine Stimme, als er das Haus betrat. Nichts hörte ich, denn ich entdeckte in der Schachtel unter den Fotos einen undatierten Brief. Auf dem hübschen Papier stand in kindlicher Handschrift:

Machen Sie sich meiner wegen keine Sorgen, Harry, ich schaffe es schon irgendwie zu unserem Treffpunkt. Warten Sie in Zimmer acht auf mich. Ich liebe diese Zahl, das ist meine Lieblingszahl. Warten Sie dort um neunzehn Uhr auf mich. Und dann gehen wir für immer fort.

Ich liebe Sie so!

In Zärtlichkeit,

Nola

Wer war diese Nola? Mit klopfendem Herzen nahm ich mir die Zeitungsausschnitte vor: In allen Artikeln war vom rätselhaften Verschwinden einer gewissen Nola Kellergan an einem Augustabend des Jahres 1975 die Rede, und die Nola auf den Zeitungsfotos sah exakt so aus wie die Nola auf Harrys Aufnahmen. In diesem Augenblick betrat Harry, die Tür mit dem Fuß aufstoßend, das Arbeitszimmer, in den Händen ein Tablett mit Kaffeetassen und einem Teller Kekse, das er fallen ließ, als er mich, den Inhalt seiner geheimen Schachtel vor mir ausgebreitet, auf dem Teppich hocken sah.

»Was ... Was machen Sie da?«, brüllte er. »Sie schnüffeln herum, Marcus? Ich lade Sie in mein Haus ein, und Sie schnüffeln in meinen Sachen herum? Was sind Sie denn für ein Freund?«

Ich stammelte ein paar ungelenke Erklärungsversuche: »Ich bin zufällig auf die Schachtel gestoßen, Harry. Ich hätte sie nicht öffnen dürfen ... Es tut mir leid.«

»Das hätten Sie tatsächlich nicht! Wer gibt Ihnen das Recht? Wer gibt Ihnen, verdammt noch mal, das Recht?«

Er riss mir die Fotos aus den Händen, raffte hastig die Zeitungsartikel zusammen, stopfte alles mit fliegenden Händen in die Schachtel, verschwand damit in seinem Schlafzimmer und schloss sich ein. So hatte ich ihn noch nie erlebt, und mir war nicht klar, ob es sich um Schrecken oder Wut handelte. Vor seiner Tür stehend, erging ich mich in Entschuldigungen. Ich erklärte immer wieder, dass es nicht meine Absicht gewesen sei, ihn zu kränken, dass ich die Schachtel zufällig entdeckt hätte, doch es half nichts. Erst zwei Stunden später kam er wieder heraus und ging schnurstracks hinunter ins Wohnzimmer, um sich ein paar Gläser Whisky zu genehmigen.

Als ich das Gefühl hatte, dass er sich ein wenig beruhigt hatte, ging ich zu ihm. »Harry, wer ist dieses Mädchen?«, fragte ich leise.

Er senkte den Blick. »Nola.«

»Wer ist Nola?«

»Fragen Sie nicht, wer Nola ist. Bitte!«

»Harry, wer ist Nola?«, beharrte ich.

Er nickte. »Ich habe sie geliebt, Marcus. Ich habe sie so geliebt!«

»Warum haben Sie mir nie davon erzählt?«

»Das ist kompliziert ...«

»Unter Freunden ist nichts kompliziert.«

Er zuckte mit den Schultern. »Da Sie ja nun die Fotos gefunden haben, kann ich es Ihnen eigentlich auch erzählen ... Als ich 1975 nach Aurora gekommen bin, habe ich mich in dieses Mädchen verliebt. Sie war damals erst fünfzehn, hieß Nola und war die Frau meines Lebens.«

Es folgte ein kurzes Schweigen, dann fragte ich aufgewühlt: »Was ist aus Nola geworden?«

»Das ist eine schlimme Geschichte, Marcus. Sie ist verschwunden. Eines Abends Ende August 1975 ist sie verschwunden. Eine Nachbarin hatte sie zuletzt blutend gesehen. Nachdem Sie die Schachtel geöffnet haben, haben Sie sicher auch die Zeitungsartikel gesehen. Sie wurde nie gefunden. Keiner weiß, was ihr zugestoßen ist.«

»Wie schrecklich!«, stieß ich leise hervor.

Er nickte mehrmals.

»Wissen Sie«, sagte er, »Nola hat mein Leben verändert. Mir hätte es nichts bedeutet, der große Harry Quebert, der bedeutende Schriftsteller zu werden, mir hätten mein Ruhm, mein Geld und mein Erfolg nichts bedeutet, wenn ich nur Nola hätte behalten können. Nichts von all dem, was ich seither zustande gebracht habe, hat meinem Leben so viel Sinn gegeben wie der Sommer, den ich mit ihr verbringen durfte.«

Noch nie, seit ich Harry kannte, hatte ich ihn so erschüttert gesehen. Er blickte mich prüfend an und fügte dann hinzu: »Marcus, niemand hat je von dieser Geschichte erfahren. Sie sind jetzt der Einzige, der es weiß, und Sie müssen dieses Geheimnis für sich behalten.«

»Selbstverständlich.«

»Versprechen Sie es mir!«

»Ich verspreche es Ihnen, Harry. Das ist unser Geheimnis.«

»Wenn in Aurora jemand erfährt, dass ich eine Liebesbeziehung mit Nola Kellergan hatte, wäre das vermutlich mein Untergang ...«

»Sie können sich auf mich verlassen, Harry.«

Das war alles, was ich über Nola Kellergan erfuhr. Wir sprachen nie wieder über sie, auch nicht über die Schachtel, und ich beschloss, diesen Vorfall für immer in den Tiefen meines Gedächtnisses zu ver-

graben, nicht ahnend, dass uns Nolas Geist wenige Monate später durch eine seltsame Fügung abermals erscheinen sollte.

Ende März kehrte ich nach New York zurück, nachdem ich es auch in den sechs Wochen in Aurora nicht geschafft hatte, meinen nächsten großen Roman aus der Taufe zu heben. Nur noch drei Monate bis zum Ende der Frist, die Barnaski mir gesetzt hatte, und mir war klar, dass ich keine Chance mehr hatte, die Sache zu retten. Ich hatte mir die Flügel verbrannt, mein Untergang war besiegelt, ich war der unseligste und unproduktivste aller New Yorker Paradeautoren. Während die Wochen vergingen, arbeitete ich mit Feuereifer daran, meine Niederlage vorzubereiten: Ich verschaffte Denise eine neue Anstellung, nahm Kontakt zu Anwälten auf, falls Schmid & Hanson tatsächlich gegen mich vor Gericht zog, und erstellte eine Liste der Dinge, an denen ich am meisten hing und die ich bei meinen Eltern verstecken musste, bevor die Gerichtsvollzieher an meine Tür klopfen. Als der Juni anbrach, der Schicksalsmonat, der Monat des Schafotts, begann ich die Tage bis zu meinem Tod als Künstler zu zählen: dreißig kurze Tage noch, dann eine Einbestellung in Barnaskis Büro und schließlich die Exekution. Der Countdown hatte begonnen. Ich konnte nicht ahnen, dass ein dramatisches Ereignis das Blatt wenden sollte.

30.

Der Fabelhafte

»Ihr zweites Kapitel ist sehr wichtig, Marcus. Es muss Biss haben und die Leser umhauen.«

»Und wie geht das, Harry?«

»Das ist wie beim Boxen. Sie sind Rechtshänder, aber in der Deckungsposition ist immer Ihre linke Faust vorn. Nach Ihrer ersten Geraden ist Ihr Gegner angeschlagen, und schon kommt Ihre kraftvolle Rechte und haut ihn um. Genau so muss Ihr zweites Kapitel sein: eine Rechte gegen den Unterkiefer Ihrer Leser.«

Es geschah am Donnerstag, den 12. Juni 2008. Ich hatte den Vormittag zu Hause verbracht und im Wohnzimmer gelesen. Draußen war es heiß, aber es regnete: Seit drei Tagen ging ein lauwarmer Sprühregen auf New York nieder. Gegen dreizehn Uhr erhielt ich einen Anruf. Ich hob das Telefon ab, und zunächst kam es mir so vor, als wäre niemand am anderen Ende der Leitung. Dann vernahm ich ein unterdrücktes Schluchzen.

»Hallo? Hallo? Wer ist da?«, fragte ich.

»Sie ... Sie ist tot.«

Obwohl seine Stimme kaum zu hören war, erkannte ich ihn sofort.

»Harry? Sind Sie das, Harry?«

»Sie ist tot, Marcus.«

»Wer ist tot?«

»Nola.«

»Was ist passiert?«

»Sie ist tot, und es ist alles meine Schuld. Marcus ... Was habe ich nur getan? Verdammte, was habe ich getan?«

Er weinte.

»Harry, was reden Sie da? Was wollen Sie damit sagen?«

Er legte auf. Sofort rief ich ihn zurück, aber er nahm nicht ab. Auch auf seinem Handy erreichte ich ihn nicht. Ich versuchte es noch ein paarmal und hinterließ auf seinem Anrufbeantworter mehrere Nachrichten, doch ich hörte nichts mehr von ihm. Ich machte mir

große Sorgen. Da konnte ich noch nicht wissen, dass Harry mich vom Hauptquartier der State Police in Concord angerufen hatte. Ich hatte keine Ahnung, was vor sich ging, bis gegen sechzehn Uhr Douglas anrief. »Du meine Güte, Marc, hast du es schon mitgekriegt?«, schrie er heiser.

»Mitgekriegt? Was?«

»Schalt den Fernseher an, verdammt! Es geht um Quebert! Harry Quebert!«

»Um Quebert? Was ist mit ihm?«

»Mach den Fernseher an, verdammt noch mal!«

Schnell schaltete ich einen Nachrichtensender ein. Verdutzt erblickte ich auf dem Bildschirm Fotos von Harrys Haus in Goose Cove und hörte den Sprecher sagen: *Hier, in seinem Haus in Aurora in New Hampshire, wurde heute der Schriftsteller Harry Quebert verhaftet, nachdem die Polizei auf seinem Grundstück eine Leiche ausgegraben hat. Ersten Ermittlungen zufolge könnte es sich um die sterblichen Überreste von Nola Kellergan handeln, einem Mädchen aus der Gegend, das im August 1975 im Alter von fünfzehn Jahren von zu Hause verschwunden war. Man hatte nie herausgefunden, was ihr zugestoßen war ...* Plötzlich drehte sich um mich herum alles, und ich ließ mich benommen auf die Couch fallen. Ich verstand überhaupt nichts mehr: weder den Bericht im Fernsehen noch Douglas, der am anderen Ende der Leitung ins Telefon bellte: »Marcus? Bist du noch dran? Hallo? Er hat ein junges Mädchen umgebracht! Er hat ein junges Mädchen umgebracht!« In meinem Kopf ging es drunter und drüber, es war wie in einem bösen Traum.

Also erfuhr ich zeitgleich mit dem Rest des schreckensstarrten Amerikas, was sich einige Stunden zuvor abgespielt hatte: Am frühen Morgen war eine von Harry bestellte Gartenbaufirma in Goose Cove eingetroffen, um in der Nähe des Hauses große Hortensien einzupflanzen. Beim Graben waren die Gärtner in einem Meter Tiefe auf Menschenknochen gestoßen und hatten unverzüglich die Polizei verständigt. Kurz darauf hatte man ein vollständiges Skelett freigelegt und Harry verhaftet.

Im Fernsehen jagte ein Bericht den anderen. Abwechselnd gab es Liveübertragungen vom Schauplatz in Aurora und aus Concord, der

sechzig Meilen nordwestlich gelegenen Hauptstadt New Hampshires, wo Harry sich derzeit in den Räumen der Kriminalpolizei in Haft befand. Scharen von Journalisten hatten sich schnellstens vor Ort begeben, um die Ermittlungen aus nächster Nähe zu verfolgen. Offenbar gab ein bei der Leiche aufgefundenes Indiz ernsthaften Anlass zu der Vermutung, dass es sich um die Überreste von Nola Keller-gan handelte. Ein leitender Polizeibeamter hatte bereits verlauten lassen, dass, sollte sich diese Information bestätigen, Harry Quebert überdies des Mordes an einer gewissen Deborah Cooper verdächtigt würde. Sie war die Letzte gewesen, die Nola am 30. August 1975 lebend gesehen hatte, und war am fraglichen Tag kurz nach ihrem Anruf bei der Polizei ermordet aufgefunden worden. Das alles war absolut haarsträubend. Die Gerüchteküche kochte über, die Nachrichten machten in Echtzeit im Land die Runde, da sie im Fernsehen, Radio, Internet und in den sozialen Netzwerken verbreitet wurden: Der siebenundsechzigjährige Harry Quebert, einer der bedeutendsten Autoren der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, war ein gemeiner Kindermörder.

Ich brauchte lange, vielleicht mehrere Stunden, um zu begreifen, was da vor sich ging. Als Douglas um zwanzig Uhr besorgt bei mir aufkreuzte, um nachzusehen, ob ich die Nachricht einigermaßen verkraftete, war ich immer noch überzeugt, dass es sich um einen Irrtum handelte. Ich sagte zu ihm: »Wie kann man ihm zwei Morde anlasten, wenn man sich nicht mal sicher ist, dass es sich tatsächlich um die sterblichen Überreste dieser Nola handelt?«

»Immerhin war in seinem Garten eine Leiche verscharrt.«

»Aber warum hätte er an einer Stelle graben lassen sollen, an der er angeblich eine Leiche verbuddelt hat? Das ist doch absurd! Ich muss dahin.«

»Wohin?«

»Nach New Hampshire. Ich muss Harry verteidigen.«

Douglas antwortete mit dieser bodenständigen Vernunft, wie sie für Menschen aus dem Mittleren Westen typisch ist: »Bloß nicht, Marc. Fahr nicht dorthin. Lass dich nicht in diesen Sumpf reinziehen.«

»Aber Harry hat mich angerufen ...«

»Wann? Heute?«

»Gegen dreizehn Uhr. Ich nehme an, das war der eine Anruf, auf den er ein Recht hat. Ich muss ihm beistehen! Das ist jetzt wichtig.«

»Wichtig? Wichtig ist dein zweites Buch. Ich hoffe, du hast mich nicht verschaukelt und kriegst das Manuskript wirklich bis Ende des Monats fertig. Barnaski ist drauf und dran, dich fallen zu lassen. Ist dir eigentlich klar, was Harry bevorsteht? Lass dich da nicht reinziehen, Marc, dafür bist du zu jung! Versau dir die Karriere nicht.«

Ich antwortete nicht darauf. Im Fernsehen war soeben der stellvertretende Staatsanwalt vor ein Heer von Journalisten getreten. Er zählte die Verbrechen auf, die Harry zur Last gelegt wurden: Entführung sowie zweifacher Mord. Harry wurde offiziell angeklagt, Deborah Cooper und Nola Kellergan ermordet zu haben – und darauf stand die Todesstrafe.

Das war erst der Anfang von Harrys Sturz. Die Bilder von der vorläufigen Anhörung, die am nächsten Tag stattfand, gingen durchs Land: Durch das Auge Dutzender Fernsehkameras sah man, wie Harry im Blitzlichtgewitter der Fotografen in Handschellen und von Polizeibeamten flankiert den Gerichtssaal betrat. Er wirkte sehr mitgenommen: die Miene düster, unrasiert, die Haare zerzaust, der Hemdkragen offen, die Augenlider geschwollen. Benjamin Roth, sein Anwalt, stand neben ihm. Roth war ein angesehener Rechtsbeistand aus Concord, der Harry in der Vergangenheit des Öfteren beraten hatte. Ich kannte ihn flüchtig, weil ich ihm ein paarmal in Goose Cove begegnet war.

Das Fernsehen, dieses Wunderwerk der Technik, erlaubte es ganz Amerika, die Anhörung live mitzuverfolgen, in der Harry sich in allen Anklagepunkten für unschuldig erklärte und der Richter ordnete seine Verbringung in Untersuchungshaft im Männergefängnis von New Hampshire an. Dies war erst der Anfang des Orkans: Zu diesem Zeitpunkt hegte ich noch die blauäugige Hoffnung auf ein rasches Ende der Geschichte, doch eine Stunde nach der Anhörung erhielt ich einen Anruf von Benjamin Roth.

»Harry hat mir Ihre Nummer gegeben«, erklärte er. »Er hat darauf bestanden, dass ich Sie anrufe. Er möchte Ihnen sagen, dass er unschuldig ist und niemanden getötet hat.«

»Ich weiß, dass er unschuldig ist!«, entgegnete ich. »Davon bin ich überzeugt. Wie geht es ihm?«

»Schlecht, wie Sie sich vorstellen können. Die Bullen haben ihn unter Druck gesetzt. Er hat gestanden, dass er mit Nola in dem Sommer, in dem sie verschwunden ist, eine Affäre hatte.«

»Das mit Nola wusste ich. Aber was ist mit dem Rest?«

Roth zögerte eine Sekunde, bevor er antwortete: »Er bestreitet alles. Aber ...« Er brach ab.

»Aber was?«, hakte ich besorgt nach.

»Marcus, ich möchte Ihnen nicht verheimlichen, dass die Sache schwierig wird. Es gibt ein belastendes Beweisstück.«

»Was meinen Sie damit? Nun reden Sie schon, verdammt! Ich muss es wissen!«

»Das muss aber unter uns bleiben. Niemand darf davon erfahren.«

»Ich behalte es für mich. Sie können mir vertrauen.«

»Die Ermittler haben bei den Überresten des Mädchens das Manuskript von *Der Ursprung des Übels* gefunden.«

»Was?«

»Sie haben richtig gehört: Das Manuskript von diesem verfluchten Buch war zusammen mit ihr begraben. Harry sitzt ganz schön in der Scheiße.«

»Hat er dafür eine Erklärung?«

»Ja. Er behauptet, dass er das Buch für sie geschrieben hat. Er sagt, dass sie häufig bei ihm in Goose Cove war und manchmal seine Texte mitgenommen hat, um sie zu Hause zu lesen. Angeblich hat sie auch das Manuskript, wenige Tage bevor sie verschwunden ist, mitgenommen.«

»Was?«, entfuhr es mir. »Er hat dieses Buch für sie geschrieben?«

»Ja. Aber das darf sich unter keinen Umständen herumsprechen. Stellen Sie sich den Skandal vor, wenn die Medien Wind davon kriegen, dass eines der meistverkauften Bücher Amerikas der letzten fünfzig Jahre nicht einfach nur eine erfundene Liebesgeschichte ist, wie alle Welt bislang glaubt, sondern die Frucht einer verbotenen

Liebesbeziehung zwischen einem Vierunddreißigjährigen und einer Fünfzehnjährigen!«

»Glauben Sie, Sie kriegen ihn auf Kautions frei?«

»Kautions? Sie begreifen den Ernst der Lage nicht, Marcus! Bei Kapitalverbrechen gibt es keine Freilassung auf Kautions. Harry muss mit der Todesspritze rechnen. Innerhalb der nächsten zehn Tage wird er der Grand Jury vorgeführt, die darüber zu entscheiden hat, ob die Anklage aufrechterhalten und ein Prozess stattfinden wird. Das ist oft nur eine Formalität, und jetzt besteht kein Zweifel darüber, dass es einen Prozess geben wird. In den nächsten sechs Monaten, vielleicht in einem Jahr.«

»Und bis dahin?«

»Muss er im Gefängnis bleiben.«

»Aber wenn er unschuldig ist?«

»So ist das Gesetz. Ich wiederhole: Die Lage ist sehr ernst. Er wird beschuldigt, zwei Menschen ermordet zu haben.«

Ich sank auf meiner Couch zusammen. Ich musste mit Harry sprechen. »Sagen Sie ihm, dass er mich anrufen soll!«, trug ich Roth auf. »Es ist sehr wichtig.«

»Ich richte es ihm aus.«

»Sagen Sie ihm, dass ich unbedingt mit ihm sprechen muss und auf seinen Anruf warte!«

Kaum hatte ich aufgelegt, zog ich *Der Ursprung des Übels* aus meinem Bücherregal. Auf dem Deckblatt stand eine Widmung des Meisters:

Für Marcus, meinen begabtesten Studenten.

In tiefer Freundschaft,

H.L. Quebert, Mai 1999

Erneut tauchte ich ein in dieses Buch, das ich schon seit Jahren nicht mehr aufgeschlagen hatte. Es war eine Liebesgeschichte, in der sich Erzählung und Briefpassagen miteinander abwechselten, die Geschichte eines Mannes und einer Frau, die sich liebten, obwohl sie es nicht durften. Harry hatte dieses Buch also für das geheimnisvolle Mädchen geschrieben, über das ich noch nichts wusste. Als ich das

Buch mitten in der Nacht ausgelesen hatte, dachte ich lange über den Titel nach. Zum ersten Mal fragte ich mich nach seiner Bedeutung. Warum *Der Ursprung des Übels*? Was meinte Harry mit dem »Übel«?

Es vergingen drei Tage, in denen die DNA-Analysen und Zahnabdrücke bestätigten, dass das in Goose Cove entdeckte Skelett tatsächlich von Nola Kellergan stammte. Die Untersuchung der Knochen hatte ergeben, dass es sich um ein etwa fünfzehnjähriges Kind handelte, was darauf schließen ließ, dass Nola gleich oder kurz nach ihrem Verschwinden ums Leben gekommen war. Eine Fraktur am Hinterkopf lieferte noch mehr als dreißig Jahre nach den Geschehnissen den eindeutigen Hinweis, dass man dem Opfer mindestens einen Hieb versetzt hatte und es dadurch zu Tode gekommen war: Nola Kellergan war erschlagen worden.

Von Harry hatte ich noch immer nichts gehört. Also versuchte ich über die State Police, das Gefängnis oder Roth mit ihm Kontakt aufzunehmen, jedoch ohne Erfolg. Ich drehte in meinem Apartment fast durch, Tausende von Fragen quälten mich, und sein mysteriöser Anruf ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Als ich es am Wochenende nicht länger aushielt, sagte ich mir, dass mir wohl kaum etwas anderes übrig blieb, als selbst nachzusehen, was da in New Hampshire los war.

Am Montag, den 16. Juni 2008, verstaute ich frühmorgens mein Gepäck im Kofferraum meines Range Rovers und verließ Manhattan auf dem Franklin Roosevelt Drive, der am East River entlangführt. Ich sah New York an mir vorbeiziehen – die Bronx, Harlem –, bevor ich auf die I-95 Richtung Norden fuhr. Erst als ich schon tief genug in den Staat New York vorgedrungen war, um nicht mehr in Gefahr zu geraten, mich von meinem Vorhaben abbringen zu lassen und schön brav nach Hause zu fahren, rief ich meine Eltern an und informierte sie darüber, dass ich unterwegs nach New Hampshire war. Meine Mutter erklärte mich für verrückt.

»Was soll das, Markie? Willst du diesen barbarischen Verbrecher etwa in Schutz nehmen?«

»Er ist kein Verbrecher, Mama. Er ist mein Freund.«

»Dann sind deine Freunde eben Verbrecher! Dein Vater steht neben mir. Er ist der Meinung, dass du wegen der Bücher aus New York fliehst.«

»Ich fliehe nicht.«

»Dann läufst du also vor einer Frau weg?«

»Ich habe dir gerade gesagt, dass ich nicht weglaufe. Außerdem habe ich zurzeit keine Freundin.«

»Wann hast du endlich eine? Mir ist diese Natalia wieder eingefallen, die du uns letztes Jahr vorgestellt hast. Das war eine nette Schickse. Warum rufst du sie nicht noch mal an?«

»Du konntest sie nicht ausstehen.«

»Und warum schreibst du keine Bücher mehr? Alle haben dich geliebt, als du ein großer Schriftsteller warst.«

»Ich bin immer noch Schriftsteller.«

»Komm nach Hause. Ich mache dir ein paar gute Hotdogs und einen warmen Apfelkuchen, auf dem du eine Kugel Vanilleeis schmelzen lassen kannst.«

»Mama, ich bin dreißig Jahre alt. Ich kann mir selbst Hotdogs machen, wenn ich welche will.«

»Dein Vater darf keine Hotdogs mehr essen, stell dir vor. Das hat der Arzt gesagt.« Ich hörte meinen Vater im Hintergrund klagen, dass er sehr wohl ab und zu ein Hotdog essen dürfe, worauf meine Mutter ihn anfuhr: »Schluss mit Hotdogs und diesem Mist! Der Arzt hat gesagt, dass du davon Verstopfung kriegst. – Markie, Schatz? Papa sagt, du solltest ein Buch über Quebert schreiben. Das würde deine Karriere wiederankurbeln. Alle reden über Quebert, also würden auch alle über dein Buch reden. Warum kommst du nicht mehr zum Abendessen zu uns, Markie? Es ist so lange her ... Mhmmm, denk doch nur mal an den guten Apfelkuchen ...«

Nachdem ich Connecticut durchquert hatte, verfiel ich auf die dumme Idee, meine Opern-CD abzuschalten und mir stattdessen im Radio die Nachrichten anzuhören, und auf diese Weise erfuhr ich, dass vonseiten der Polizei etwas durchgesickert war: Die Medien wa-

ren darüber informiert, dass man bei den sterblichen Überresten von Nola Kellergan das Manuskript von *Der Ursprung des Übels* gefunden hatte, und Harry hatte eingestanden, dass er sich beim Verfassen des Buchs von seiner Beziehung zu ihr hatte inspirieren lassen. Binnen eines Vormittags hatte diese Meldung im ganzen Land die Runde gemacht. Im Shop einer Tankstelle kurz hinter New Haven, wo ich volltankte, klebte der Tankwart an der Mattscheibe eines Fernsehers, in dem eine Dauersendung zu diesem Thema lief. Ich stellte mich neben ihn, und als ich ihn aufforderte, den Ton lauter zu stellen, und er meine bestürzte Miene sah, fragte er: »Haben Sie das nicht mitgekriegt? Seit Stunden reden alle drüber. Wo waren Sie? Aufm Mond?«

»In meinem Auto.«

»Ha. Haben Sie kein Radio?«

»Ich habe Opern gehört. Das bringt mich auf andere Gedanken.«

Er musterte mich kurz. »Sie kenn ich doch, oder?«

»Nein«, entgegnete ich.

»Mir kommt's so vor, als würde ich Sie kennen ...«

»Ich habe ein Allerwelts Gesicht.«

»Nein, ich bin sicher, dass ich Sie schon mal gesehn hab ... Sie sind 'n Typ aus dem Fernsehen, stimmt's? Schauspieler?«

»Nein.«

»Was machen Sie beruflich?«

»Ich bin Schriftsteller.«

»Klar, Mann! Wir haben hier letztes Jahr Ihr Buch verkauft. Ich erinnere mich noch gut. Ihre Visage war auf dem Einband.« Er klappte die Regale nach dem Buch ab, das offensichtlich nicht mehr da war. Schließlich trieb er eines hinten im Lager auf, kam zurück zur Verkaufstheke und verkündete triumphierend: »Hier, das sind Sie! Schauen Sie, das ist Ihr Buch! Marcus Goldman, steht drauf. Das ist Ihr Name.«

»Wenn Sie es sagen ...«

»Und? Was gibts Neues, Mr Goldman?«

»Nicht viel, ehrlich gesagt.«

»Und wohin geht's, wenn ich fragen darf?«

»Nach New Hampshire.«

»Hübsche Gegend, vor allem im Sommer. Was haben Sie dort vor? Gehen Sie angeln?«

»Ja.«

»Und was? Da oben soll's Mordsbarsche geben.«

»Wohl eher Mordsärger. Ich fahre zu einem Freund, der Probleme hat. Riesenprobleme.«

»Ach was! So groß wie die Probleme von Harry Quebert können sie gar nicht sein!«

Er lachte schallend und schüttelte mir überschwänglich die Hand, weil man »hier nicht so oft berühmte Leute zu sehen kriegt«, dann spendierte er mir vor der Weiterfahrt einen Kaffee.

Die Öffentlichkeit stand kopf: Schon das Manuskript, das bei Nolas Knochen gelegen hatte, belastete Harry eindeutig, aber vor allem sorgte sein Eingeständnis, dass das Buch von der Liebesgeschichte mit einer Fünfzehnjährigen inspiriert war, für tiefes Missbehagen. Was sollte man jetzt von diesem Buch halten? Hatte die große Mehrheit Amerikas einen Triebtäter für gesellschaftsfähig erklärt, indem sie ihn zum Starautor gekürt hatte? Vor dem Hintergrund dieses Skandals stellten die Journalisten nun die unterschiedlichsten Hypothesen auf, was Harry veranlasst haben könnte, Nola Kellergan zu ermorden. Hatte sie gedroht, ihr Verhältnis publik zu machen? Hatte sie Schluss machen wollen, und ihm waren daraufhin die Sicherungen durchgebrannt? Über diese Fragen grübelte ich auf der ganzen Autofahrt bis New Hampshire. Ich versuchte, auf andere Gedanken zu kommen, indem ich vom Radio wieder zu einer Oper wechselte, aber es gab keine Arie, bei der ich nicht an Harry denken musste, und kaum dachte ich an ihn, fiel mir das Mädchen wieder ein, das über dreißig Jahre unter der Erde gelegen hatte, gleich neben dem Haus, in dem ich die wohl schönsten Jahre meines Lebens verbracht hatte.

Nach fünfstündiger Fahrt erreichte ich schließlich Goose Cove. Ich war planlos drauflosgefahren. Warum war ich eigentlich hierhergekommen und nicht nach Concord, zu Harry und Roth? Auf der Route 1 parkten am Straßenrand Satellitenübertragungswagen, und an der Abzweigung zum schmalen Kiesweg, der zum Haus führte, standen sich Reporter die Beine in den Bauch und berichteten per

Liveschaltung für allerlei Fernsehsender. Als ich einbiegen wollte, drängten sich alle neugierig um meinen Wagen und versperrten mir den Weg. Einer von ihnen erkannte mich und rief: »He, das ist dieser Schriftsteller! Das ist Marcus Goldman!« Nun kam richtig Bewegung in die Meute: Fernsehkameras und Fotoapparate wurden auf meine Scheiben gerichtet, und ich hörte, wie man mir alle möglichen Fragen zubrüllte: »Glauben Sie, dass Harry Quebert dieses Mädchen getötet hat?« – »Wussten Sie, dass er *Der Ursprung des Übels* für sie geschrieben hat?« – »Sollte das Buch aus dem Verkauf genommen werden?« Ich wollte mich nicht dazu äußern, deshalb ließ ich die Fenster zu und die Sonnenbrille auf. Ein paar Polizeibeamte aus Aurora, die sich an Ort und Stelle befanden, um die Massen von Journalisten und Schaulustigen im Zaum zu halten, schafften es schließlich, mir einen Weg zu bahnen, und ich verschwand im Schutz der Maulbeerbäume und großen Kiefern in der Auffahrt. Ein paar Reporter riefen mir noch hinterher: »Mr Goldman, warum sind Sie nach Aurora gekommen? Was machen Sie bei Harry Quebert? Mr Goldman, warum sind Sie hier?«

Warum ich hier war? Weil es um Harry ging. Und weil er wahrscheinlich mein bester Freund war. Denn so erstaunlich es klingen mochte – und ich selbst begriff es auch erst in diesem Moment: Harry war der wertvollste Freund, den ich hatte. In den Jahren auf der Highschool und auf dem College war ich unfähig gewesen, tiefere Bindungen mit Gleichaltrigen einzugehen, geschweige denn Freundschaften fürs Leben zu schließen. In meinem Leben gab es nur Harry, und seltsamerweise stellte ich mir überhaupt nicht die Frage, ob er schuldig war oder nicht: Die Antwort hätte ohnehin nichts geändert. Das war ein komisches Gefühl. Ich glaube, ich hätte ihn lieber gehasst und ihm mit der ganzen Nation ins Gesicht gespuckt, das wäre einfacher gewesen. Stattdessen sagte ich mir nur: Er ist ein Mensch, und Menschen haben ihre Dämonen. Jeder von uns. Die Frage ist nur, wie viel man diesen Dämonen durchgehen lässt.

Ich stellte den Wagen neben dem überdachten Hauseingang auf dem kiesbedeckten Parkplatz ab. Harrys rote Corvette stand wie immer vor dem kleinen Nebengebäude, das als Garage diente – als wäre der Meister zu Hause und alles in Ordnung. Ich wollte ins Haus ge-

hen, doch es war abgeschlossen. Soweit ich mich erinnern konnte, war es das erste Mal, dass die Tür sich mir nicht öffnete. Ich drehte eine Runde ums Haus. Polizisten waren zwar keine mehr zu sehen, aber der Zugang zum rückwärtigen Teil des Grundstücks war durch Bänder versperrt. Also begnügte ich mich damit, mir das abgesteckte weitläufige Areal, das sich bis zum Waldrand erstreckte, aus einigem Abstand anzusehen. Ein Stück vor mir war undeutlich der gähnende Krater zu erkennen, der von den aufwendigen Grabungsarbeiten der Polizei kündete, und direkt daneben die vergessenen, langsam vor sich hintrocknenden Hortensienbüsche.

Ich musste gut eine Stunde dort gestanden haben, als ich hinter mir ein Auto hörte. Es war Roth, der gerade aus Concord kam. Er hatte mich im Fernsehen gesehen und sich sofort auf den Weg gemacht. Seine ersten Worte waren: »Sie sind also gekommen.«

»Ja, warum?«

»Harry hat mir gesagt, dass Sie ein alter Dickschädel sind und hier auftauchen werden, um Ihre Nase in die Angelegenheit zu stecken.«

»Harry kennt mich gut.«

Roth kramte in seiner Jackentasche und zog einen Zettel heraus. »Das ist von ihm«, sagte er.

Ich faltete das Papier auseinander. Es handelte sich um eine handgeschriebene Nachricht.

*Mein lieber Marcus,
wenn Sie diese Zeilen lesen, sind Sie nach New Hampshire
gekommen, um sich nach Ihrem alten Freund zu
erkundigen.*

*Sie sind ein mutiger Mensch, daran habe ich nie gezweifelt.
Ich schwöre Ihnen, dass ich unschuldig bin und die Verbrechen,
die man mir zur Last legt, nicht begangen habe.
Dennoch werde ich wohl einige Zeit im Gefängnis zubringen
müssen, und Sie haben Besseres zu tun, als sich um mich zu
kümmern. Kümmern Sie sich lieber um Ihren Roman, den Sie
Ende des Monats Ihrem Verleger abliefern müssen. Das ist für
mich das Wichtigste. Verschwenden Sie Ihre Zeit nicht mit mir.*

Alles Gute, Harry

PS: Sollten Sie trotzdem eine Weile in New Hampshire bleiben oder ab und zu herkommen wollen, wissen Sie ja, dass Sie in Goose Cove zu Hause sind. Sie können dort so lange wohnen, wie Sie möchten. Ich bitte Sie nur um einen Gefallen: Füttern Sie die Möwen. Streuen Sie Brot auf der Terrasse aus. Füttern Sie die Möwen, das ist wichtig.

»Lassen Sie ihn nicht hängen«, sagte Roth zu mir. »Quebert braucht Sie.«

Ich nickte. »Wie stehen seine Aktien?«

»Schlecht. Haben Sie die Nachrichten gesehen? Alle wissen von der Sache mit dem Buch. Das ist eine Katastrophe. Je mehr ich darüber erfahre, desto ernsthafter frage ich mich, wie ich ihn noch verteidigen soll.«

»Von wo ist diese Information durchgesickert?«

»Meiner Meinung nach direkt von der Staatsanwaltschaft. Sie wollen den Druck auf Harry erhöhen, indem sie die Öffentlichkeit gegen ihn aufbringen. Sie wollen ein umfassendes Geständnis, weil sie wissen, dass in einem dreißig Jahre alten Fall nichts an ein Geständnis herankommt.«

»Wann kann ich ihn sehen?«

»Gleich morgen früh. Das Staatsgefängnis liegt am Ortsausgang von Concord. Wo werden Sie wohnen?«

»Hier, wenn das geht.«

Er legte die Stirn in Falten. »Das bezweifle ich«, sagte er. »Die Polizei hat das Haus durchsucht. Es handelt sich schließlich um einen Tatort.«

»Ist der Tatort nicht dort, wo sich das Loch befindet?«, fragte ich.

Roth ging los, inspizierte die Eingangstür, drehte rasch eine Runde ums Haus und kehrte gleich darauf lächelnd zu mir zurück.

»Sie würden einen guten Anwalt abgeben, Goldman. Die Tür ist nicht versiegelt.«

»Heißt das, ich habe das Recht, mich hier einzuquartieren?«

»Das heißt, dass es Ihnen nicht verboten ist, sich einzuquartieren.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich das verstanden habe.«

»Das ist das Schöne am amerikanischen Recht, Goldman: Wenn es kein Gesetz gibt, erfinden Sie eben eines. Und wenn jemand es wagt, Ihnen ans Bein zu pinkeln, gehen Sie bis zum Obersten Gerichtshof. Der gibt Ihnen recht und erlässt in Ihrem Namen einen Beschluss: Goldman gegen den Staat New Hampshire. Wissen Sie, warum man Ihnen in diesem Land bei einer Verhaftung Ihre Rechte vorlesen muss? Weil in den 1960er-Jahren ein gewisser Ernesto Miranda aufgrund seines Geständnisses wegen Vergewaltigung verurteilt wurde. Und nun stellen Sie sich vor, was sein Anwalt gesagt hat: Er hat gesagt, das ist ungerecht, weil der gute Miranda nicht lange zur Schule gegangen ist und deshalb nicht wusste, dass ihm die Bill of Rights das Recht gab, die Aussage zu verweigern. Dieser Anwalt veranstaltete einen Riesenwirbel und brachte den Fall vor den Obersten Gerichtshof und das ganze Trallala, und stellen Sie sich vor, der Arsch hat gewonnen! Das Geständnis wurde für ungültig erklärt, der Beschluss in der Sache Miranda gegen den Staat Arizona erlangte Berühmtheit, und seitdem muss der Bulle, der Sie einbuchtet, zu Ihnen sagen: »Sie haben das Recht zu schweigen und das Recht auf einen Anwalt, und wenn Sie sich keinen Anwalt leisten können, wird Ihnen von Amts wegen einer zur Verfügung gestellt.« Kurzum, dieses Blabla, das man ständig im Kino hört, verdanken wir unserem Freund Ernesto! Moral und Gerechtigkeit in Amerika, Goldman, das ist Teamarbeit: Alle können daran mitwirken. Also nehmen Sie diesen Ort ruhig in Besitz, nichts hält Sie davon ab, und falls die Polizei die Frechheit haben sollte, Ihnen auf den Wecker zu fallen, sagen Sie denen, dass es da ein juristisches Vakuum gibt, erwähnen Sie den Obersten Gerichtshof, und drohen Sie mit saftigen Schadenersatzforderungen. Das zieht immer! Ich habe nur leider keinen Hausschlüssel.«

Ich zog einen Schlüsselbund aus der Tasche. »Harry hat ihn mir damals überlassen«, erklärte ich.

»Goldman, Sie sind ein Zauberer! Aber übertreten Sie bloß nicht die Polizeiabsperrung, sonst gibt's Ärger.«

»Versprochen. Was hat die Hausdurchsuchung eigentlich ergeben, Benjamin?«

»Nichts. Die Polizei hat nichts gefunden. Deshalb darf man auch ins Haus.«

Roth fuhr davon, und ich betrat das riesige, verlassene Haus. Ich verriegelte die Tür hinter mir und ging geradewegs ins Arbeitszimmer, um nach der berühmten Schachtel zu suchen. Aber sie war nicht mehr da. Was hatte Harry damit gemacht? Ich wollte sie unbedingt haben und fing an, die Bücherregale im Arbeits- und Wohnzimmer zu durchsuchen – vergeblich. Also beschloss ich, mir sämtliche Zimmer im Haus vorzunehmen und nach der kleinsten Kleinigkeit Ausschau zu halten, die mir Aufschluss darüber geben könnte, was sich hier im Jahr 1975 abgespielt hatte. War Nola Kellergan in einem dieser Zimmer ermordet worden?

Bei meiner Suche stieß ich auf ein paar Fotoalben, die ich noch nie gesehen oder bislang nicht bemerkt hatte. Ich schlug eines aufs Geratewohl auf und erblickte darin alte Aufnahmen von Harry und mir auf dem College: in den Vorlesungssälen, im Boxraum, auf dem Campus, in jenem Diner, in dem wir uns oft getroffen hatten. Sogar Fotos von meiner Diplomübergabe gab es. Das nächste Album war voller Zeitungsausschnitte über mich und mein Buch. Manche Textpassagen waren rot umkringelt oder unterstrichen. In diesem Moment begriff ich, dass Harry meinen Werdegang mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und fast andächtig alles aufgehoben hatte, was damit in Zusammenhang stand. Sogar einen anderthalb Jahre alten Auszug aus einer Tageszeitung von Montclair, der über die zu meinen Ehren organisierte Feier an der Felton Highschool berichtete, entdeckte ich. Wo hatte er diesen Artikel nur her? Ich erinnerte mich noch gut an jenen Tag. Es war kurz vor Weihnachten 2006 gewesen: Mein erster Roman hatte sich über eine Million Mal verkauft, und der Schulleiter meiner alten Highschool hatte sich vom Hype um den Erfolg mitreißen lassen und beschlossen, mir die in seinen Augen angemessene Würdigung zuteilwerden zu lassen.

Eine groß aufgezogene Feier hatte an einem Samstagnachmittag in der Aula der Felton Highschool vor einem aus handverlesenen Schülern, Ehemaligen und Vertretern der örtlichen Presse bestehenden Publikum stattgefunden. Die illustre Gesellschaft saß auf Klappstühlen zusammengepfercht vor einem großen Laken, das der Schulleiter nach einer triumphalen Ansprache fallen ließ, um eine große Glasvitrine mit der Aufschrift *Zu Ehren von Marcus P. Goldman, genannt*

Der Fabelhafte, der von 1994 bis 1998 Schüler der Felton Highschool war zu enthüllen. Darin waren ein Exemplar meines Romans, meine alten Schulzeugnisse, ein paar Fotos sowie mein Hockey- und mein Lauftrikot ausgestellt.

Als ich diesen Artikel nun erneut las, musste ich schmunzeln. Meine Zeit in Felton High, einer kleinen, sehr beschaulichen, im Norden von Montclair gelegenen und von braven Teenagern besuchten Einrichtung, hatte auf meine Mitschüler und Lehrer so großen Eindruck gemacht, dass sie mir den Spitznamen *Der Fabelhafte* verliehen hatten. Was sie an diesem Dezembertag des Jahres 2006, als sie meine Ehrenvitrine beklatschten, alle nicht ahnten, war, dass ich meinen Status als unangefochtener Star von Felton in den vier schönen langen Jahren einer Reihe von Mogeleyen und anfangs zufälligen, später geschickt eingefädelten Umständen verdankte.

Das Heldenepos des *Fabelhaften* begann mit meinem ersten Schuljahr an der Highschool, als ich eine Sportart wählen musste. Ich wollte Fußball oder Basketball spielen, doch in den beiden Mannschaften gab es nur eine begrenzte Anzahl von Plätzen, und zu meinem Pech erschien ich am Tag der Einschreibung mit großer Verspätung im Anmeldebüro. »Ich habe geschlossen«, beschied mich die dicke Frau, die dafür zuständig war. »Komm nächstes Jahr wieder.« – »Bitte, Madam«, bekniete ich sie, »ich muss unbedingt in einer Sportart angemeldet sein, sonst falle ich durch.« – »Dein Name?«, fragte sie seufzend. – »Goldman. Marcus Goldman, Madam.« – »Welcher Sport?« – »Fußball. Oder Basketball.« – »Beides voll. Ich habe noch Tanzakrobatik und Hockey.«

Hockey oder Tanzakrobatik – also Pest oder Cholera. Mir war klar, dass mir Tanzakrobatik den Spott meiner Mitschüler eintragen würde, also entschied ich mich für Hockey. Allerdings hatte Felton schon seit zwei Jahrzehnten keine gute Hockeymannschaft mehr gehabt, was zur Folge hatte, dass keiner mitspielen wollte: Die Mannschaft setzte sich also aus denen zusammen, die bei den anderen Sportarten rausgefliegen, und jenen, die wie ich zu spät zur Einschreibung gekommen waren. So landete ich in einer zahlenmäßig dezimierten, nicht sehr wackeren, tollpatschigen Mannschaft, die mir jedoch zu Ruhm verhelfen sollte. In der Hoffnung, in der laufenden

Saison doch noch von der Fußballmannschaft abgefischt zu werden, wollte ich sportliche Großtaten vollbringen, um auf mich aufmerksam zu machen: Ich trainierte mit ungeahnter Motivation, und schon nach zwei Wochen sah unser Trainer in mir den Star, auf den er immer gewartet hatte. Ich wurde auf der Stelle zum Mannschaftskapitän befördert und musste nicht einmal großartige Anstrengungen unternehmen, um schon bald als bester Hockeyspieler in der Geschichte der Highschool zu gelten. Mühelos knackte ich den – absolut erbärmlichen – Torrekord der letzten zwanzig Jahre und wurde für diese Spitzenleistung mit einem Eintrag in der Ehrenliste der Highschool belohnt, was zuvor im ersten Schuljahr noch keiner geschafft hatte. Das verfehlte nicht seine Wirkung auf meine Mitschüler und Lehrer. Diese Erfahrung lehrte mich, dass es ausreicht, den anderen etwas vorzugaukeln, um als *fabelhaft* zu gelten. Schließlich ist alles nur eine Frage des Scheins.

Rasch fand ich Geschmack an dem Spielchen. Natürlich war es für mich jetzt undenkbar, aus der Hockeymannschaft auszutreten, denn mein erklärtes Ziel war es nun, unter allen Umständen der Beste zu sein und um jeden Preis im Rampenlicht zu stehen. Dann kam der Wettbewerb der wissenschaftlichen Einzelprojekte, den eine hochbegabte dumme Ziege namens Sally gewann und bei dem ich lediglich auf Platz sechzehn landete. Bei der Preisverleihung in der Aula der Highschool riss ich das Wort an mich und erfand Geschichten von ganzen Wochenenden mit ehrenamtlicher Tätigkeit bei geistig Behinderten, die das Vorankommen meines Projekts erheblich beeinträchtigt hätten, um mit feuchten Augen zu schließen: »Was bedeutet schon ein erster Preis, wenn ich meinen Freunden, den mongoloiden Kindern, ein Fünkchen Glück schenken kann.« Natürlich waren alle aus dem Häuschen. Ich hatte es nicht nur geschafft, Sally die Show zu stehlen, sondern obendrein lehnte Sally, die einen schwerbehinderten Bruder hatte – was ich nicht wusste –, ihren Preis ab und forderte, dass man ihn mir gab. Dieser Begebenheit verdankte ich es, dass mein Name nunmehr in drei Kategorien, nämlich Sport, Wissenschaften und Kameradschaftlichkeit, auf der Ehrenliste stand, die ich insgeheim in »Entehrtenliste« umbenannt hatte, da ich mir meiner Hochstapelei durchaus bewusst war. Aber ich konnte nicht

mehr aufhören; ich war wie besessen. Eine Woche später brach ich den Rekord beim Verkaufen der Tombolalose, indem ich die Lose mit dem Geld, das ich mir in den beiden zurückliegenden Sommern mit Mülleinsammeln auf der Wiese des Gemeindeschwimmbads verdient hatte, samt und sonders selbst kaufte. Mehr brauchte es nicht, und kurz darauf ging in der Highschool das Gerücht um: Marcus Goldman war ein Mensch von außerordentlichen Fähigkeiten. Diese Feststellung brachte Schüler und Lehrer dazu, mich *Der Fabelhafte* zu nennen, wie eine Fabrikmarke, eine unbedingte Erfolgsgarantie. Meine bescheidene Berühmtheit sprach sich schon bald im ganzen Viertel in Montclair herum und erfüllte meine Eltern mit gewaltigem Stolz.

Meine erschlichene Reputation veranlasste mich, die edle Kunst des Boxens auszuüben. Ich hatte schon immer ein Faible für den Boxsport gehabt und war auch immer ein passabler Kämpfer gewesen, doch mich trieb etwas anderes dazu, heimlich in einem eine Bahnstunde von zu Hause entfernten Club in Brooklyn zu trainieren, wo mich niemand kannte, wo *Der Fabelhafte* nicht existierte, und das war die Sehnsucht, fehlbar sein zu dürfen. Ich wollte das Recht haben, von jemandem geschlagen zu werden, der stärker als ich war, das Recht, das Gesicht zu verlieren. Es war der einzige Weg, dem Monstrum der Perfektion zu entfliehen, das ich erschaffen hatte. In dieser Boxschule durfte *Der Fabelhafte* verlieren, durfte er schlecht sein, und Marcus konnte existieren. Denn mit der Zeit hatte meine Obsession, die unbestrittene Nummer eins zu sein, die Grenzen aller Vernunft gesprengt, und je öfter ich siegte, desto größer wurde meine Angst zu verlieren.

In meinem dritten Schuljahr sah sich der Schulleiter aufgrund von Budgetkürzungen gezwungen, die Hockeymannschaft aufzulösen, weil sie die Highschool im Verhältnis zu dem, was sie ihr einbrachte, zu viel kostete. Zu meinem großen Leidwesen musste ich mir eine neue Sportart aussuchen. Zwar wurde ich sowohl von der Fußball- als auch von der Basketballmannschaft umworben, aber mir war klar, dass ich, träte ich in eine der beiden ein, es mit Spielern würde aufnehmen müssen, die weitaus begabter und entschlossener als meine Hockeykumpane waren. Ich würde Gefahr laufen, in den

Schatten gestellt zu werden, wieder in der Anonymität zu versinken oder, schlimmer noch, deklassiert zu werden. Was würden die anderen sagen, wenn Marcus Goldman alias *Der Fabelhafte*, der ehemalige Kapitän der Hockeymannschaft und erfolgreichste Torschütze der letzten zwanzig Jahre, plötzlich zum Wasserträger der Fußballmannschaft wurde? Ich durchlebte zwei bange Wochen, bis ich vom vollkommen unbekanntem Laufteam der Highschool hörte, das aus zwei kurzbeinigen Dickwänsten und einem kraftlosen Hänfling bestand. Zudem stellte sich heraus, dass Laufen die einzige Sportart war, bei der Felton an keinem schulübergreifenden Wettkampf teilnahm: Das war für mich die Garantie, dass ich mich nie mit jemandem würde messen müssen, der mir gefährlich werden konnte. Erleichtert und ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, trat ich dem Laufteam von Felton bei und stellte schon beim ersten Trainingslauf unter den entzückten Blicken einiger Groupies sowie des Schulleiters mühelos den Geschwindigkeitsrekord meiner gutmütigen Teamkollegen ein.

Alles wäre wunderbar gewesen, wäre der Schulleiter, von meinen Leistungen angespornt, nicht auf die Schnapsidee gekommen, unter den umliegenden Schulen einen großen Wettlauf zu veranstalten, um das Image seiner Highschool aufzupolieren, denn er war sich sicher, dass *Der Fabelhafte* haushoch gewinnen würde. Als ich davon erfuhr, bekam ich Panik und trainierte einen Monat lang pausenlos. Trotzdem wusste ich, dass ich gegen die wettkämpferprobten Läufer der anderen Schulen keine Chance hatte. Bei mir war alles nur Fassade, ein einziger Bluff: Ich würde mich der Lächerlichkeit preisgeben, noch dazu auf heimischem Boden.

Am Wettkampftag fanden sich ganz Felton sowie mein halbes Viertel ein, um mir zuzujubeln. Der Startschuss knallte, und wie befürchtet, hängten mich die anderen Läufer sofort ab. Das war der alles entscheidende Moment: Mein Ruf stand auf dem Spiel. Der Lauf ging über sechs Meilen, also über fünfundzwanzig Stadionrunden. Fünfundzwanzig Demütigungen! Ich würde, besiegt und entehrt, als Letzter ins Ziel kommen. Vielleicht würde mich der Erste sogar noch einmal überrunden. Ich musste den *Fabelhaften* retten, koste es, was es wolle. Also nahm ich all meine Kräfte zusammen, legte einen

ebenso unerwarteten wie wahnwitzigen Sprint hin und schob mich unter den Hurrarufen meiner Fangemeinde an die Spitze vor. In diesem Augenblick setzte ich den hinterhältigen Plan um, den ich mir ausgedacht hatte: Als ich vorübergehend in Führung lag und spürte, dass ich an meine Grenzen stieß, tat ich, als würde ich über eine Unebenheit stolpern, und ließ mich fallen – mit aufsehenerregenden Purzelbäumen, Geheul, Geschrei der Menge und am Ende einem gebrochenen Bein, was natürlich nicht eingeplant gewesen war, aber um den Preis einer Operation und eines zweiwöchigen Krankenhausaufenthalts meinen großen Namen rettete. Die Schülerzeitung schrieb eine Woche nach dem Vorfall:

Bei diesem mustergültigen Rennen fiel Marcus Goldman alias *Der Fabelhafte*, der seinen Gegnern um Längen voraus und auf dem Weg zu einem vernichtenden Sieg war, dem schlechten Zustand der Bahn zum Opfer: Er stürzte schwer und zog sich einen Beinbruch zu.

Das war das Ende meiner Karriere als Läufer und als Sportler überhaupt. Aufgrund der schweren Verletzung wurde ich bis zum Ende meiner Schulzeit vom Sport freigestellt. Meine Leistung und mein Opfer brachten mir eine Plakette mit eingraviertem Namen in der Ehrenvitrine ein, in der schon mein Hockeytrikot ausgestellt war. Der Schulleiter verfluchte den schlechten Zustand der Sportanlagen von Felton und ließ im Stadion für teures Geld den kompletten Bahnbelag erneuern. Die Arbeiten finanzierte er mit Mitteln, die er vom Ausflugsbudget der Highschool abzweigte, was die Schüler aller Klassen im Folgejahr um sämtliche Unternehmungen in dieser Richtung brachte.

Nach meinem Abschluss an der Highschool, in der ich mit guten Noten, Ehrenurkunden und Empfehlungsschreiben überhäuft worden war, stand ich vor der schicksalhaften Wahl der Hochschule, und als ich eines Nachmittags in meinem Zimmer auf dem Bett lag, vor mir drei Zusagebriefe – einer von Harvard, der zweite von Yale und der dritte von Burrows, einem kleinen, unbekanntem College in Mas-

sachusetts –, zögerte ich nicht einen Moment: Ich wollte nach Burrows. Wenn ich auf eine der großen Universitäten ging, setzte ich meinen Beinamen aufs Spiel. Harvard oder Yale hieße, die Latte zu hoch zu legen. Ich hatte keine Lust, mich mit den unersättlichen Eliten zu messen, die aus allen Landesteilen herbeiströmten und sich dort auf den Ehrenlisten breit machten. Die Ehrenlisten von Burrows erschienen mir weit zugänglicher. *Der Fabelhafte* wollte nicht das Gesicht verlieren. Er wollte *Der Fabelhafte* bleiben. Burrows war perfekt: ein bescheidenes College, an dem ich garantiert glänzen konnte. Es war nicht weiter schwer, meine Eltern davon zu überzeugen, dass die Literaturabteilung von Burrows der von Harvard und Yale in jeder Hinsicht überlegen war, und so zog ich im Herbst 1998 aus der kleinen Industriestadt Montclair nach Massachusetts, wo ich Harry Quebert begegnen sollte.

Am frühen Abend saß ich noch immer auf der Terrasse, blätterte in den Fotoalben und hing meinen Erinnerungen nach –, da rief mich Douglas entsetzt an: »Herrgott noch mal, Marcus! Ich kann nicht glauben, dass du nach New Hampshire gefahren bist, ohne mir Bescheid zu sagen! Ich habe Anrufe von Journalisten gekriegt, die mich gefragt haben, was du dort treibst, und ich war nicht mal auf dem Laufenden. Ich musste erst den Fernseher einschalten, um es zu erfahren. Komm nach New York zurück. Komm zurück, solange es noch geht. Diese Sache wird dir total über den Kopf wachsen! Verschwinde gleich morgen früh aus diesem Kaff, und komm zurück nach New York. Quebert hat einen erstklassigen Anwalt. Lass ihn seine Arbeit machen und konzentriere dich auf dein Buch. Du musst Barnaski das Manuskript in vierzehn Tagen geben.«

»Harry braucht jetzt einen Freund«, erwiderte ich.

Kurzes Schweigen, dann sagte Douglas leise, als begreife er erst jetzt, was ihm seit Monaten entgangen war: »Du hast kein Buch, richtig? Barnaskis Frist läuft in zwei Wochen ab, und du hast es nicht geschafft, dieses beschissene Buch zu schreiben! Ist es das, Marc? Hilfst du wirklich einem Freund, oder fliehst du aus New York?«

»Halt die Klappe, Doug.«

Wieder schwieg er eine Weile. »Marc, sag mir, dass du wenigstens

eine Idee hast. Sag mir, dass du einen Plan hast und es einen guten Grund für deine Fahrt nach New Hampshire gibt.«

»Einen guten Grund? Aus Freundschaft. Reicht das nicht?«

»Was bist du Harry verdammt noch mal schuldig?«

»Alles, absolut alles.«

»Was soll das heißen: *alles*?«

»Das ist kompliziert, Douglas.«

»Was willst du damit sagen, verdammt?«

»Doug, in meinem Leben gab es eine Phase, von der ich dir nie erzählt habe. Als ich von der Highschool kam, hätte es böse mit mir enden können. Aber dann habe ich Harry kennengelernt ... Er hat mir gewissermaßen das Leben gerettet. Das war 1998 in Burrows. Ich stehe in seiner Schuld. Ohne ihn wäre ich nie der Schriftsteller geworden, der ich jetzt bin. Ich verdanke ihm alles.«

*Kann man sich in ein
fünfzehnjähriges Mädchen verlieben?*

»Ich würde Ihnen gerne das Schreiben beibringen, Marcus, aber nicht, damit Sie wissen, wie man schreibt, sondern damit Sie Schriftsteller werden. Bücher zu schreiben ist nämlich kein Kinderspiel: Schreiben kann jeder, aber nicht jeder ist ein Schriftsteller.«

»Und woher weiß man, dass man einer ist, Harry?«

»Das weiß man nicht. Die anderen sagen es einem.«

Alle, die sich an Nola erinnern, werden sagen, dass sie ein tolles Mädchen war. Eine von denen, die einen bleibenden Eindruck hinterlassen: sanft und aufmerksam, vielseitig und strahlend. Anscheinend besaß sie diese einzigartige Lebensfreude, die Licht in den düstersten Regentag bringen kann. Samstags kellnerte sie im Clark's. Leichtfüßig wirbelte sie zwischen den Tischen umher, dass ihre blonden Locken tanzten. Sie hatte immer für jeden Gast ein freundliches Wort. Und alle hatten nur Augen für sie. Nola – sie war eine Welt für sich.

Sie war die einzige Tochter von David und Louisa Kellergan, Evangelisten aus dem Süden, genauer gesagt, aus Jackson in Alabama, wo Nola am 12. April 1960 zur Welt gekommen war. Im Herbst 1969 waren die Kellergans nach Aurora gezogen, weil der Vater eine Stelle als Pastor in der Pfarrgemeinde von St. James angetreten hatte, der größten Glaubensgemeinschaft von Aurora, die damals einen bemerkenswerten Zustrom erlebte. Die am südlichen Stadtrand gelegene St.-James-Kirche war ein stattlicher Holzbau, von dem heute nichts mehr übrig ist, da die Gemeinden von Aurora und Montburry wegen Sparmaßnahmen und schrumpfender Gläubigenzahlen zusammengelegt werden mussten. Heute steht an derselben Stelle ein McDonald's. Die Kellergans hatten bei ihrer Ankunft ein hübsches, eingeschossiges Haus in der Terrace Avenue 245 bezogen, das der Gemeinde gehörte. Allem Anschein nach war Nola sechs Jahre später, am Samstag, den 30. August 1975, durch das Fenster ihres Zimmers entfloht.

Dies waren so ziemlich die ersten Beschreibungen, die mir die Stammgäste des Clark's lieferten, als ich das Lokal am Morgen nach meiner Ankunft in Aurora besuchte. Ich war unverhofft bei Tagesanbruch aufgewacht, weil mich das unangenehme Gefühl plagte, nicht wirklich zu wissen, was ich hier eigentlich sollte. Nachdem ich am Strand joggen gegangen war, hatte ich die Möwen gefüttert und mich anschließend gefragt, ob ich wirklich bis nach New Hampshire gefahren war, nur um Meeresvögeln Brotkrumen auszustreuen. Ich war erst um elf Uhr mit Benjamin Roth in Concord verabredet, um Harry zu besuchen, und da ich in der Zwischenzeit nicht allein sein wollte, war ich ins Clark's gegangen, um Pancakes zu essen. Als ich noch Student gewesen war und bei Harry gewohnt hatte, hatte er die Angewohnheit besessen, mich schon frühmorgens dorthin zu schleppen: Er weckte mich noch vor Tagesanbruch mit einem unsanften Schütteln und erklärte, es sei Zeit, die Sportklamotten anzuziehen. Dann gingen wir zum Joggen und Boxen hinunter ans Meer. Sobald er schwächelte, markierte er den Trainer: Er blieb stehen, angeblich um meine Bewegungen und meine Haltung zu korrigieren, aber mir war klar, dass er vor allem wieder zu Atem kommen wollte. Laufend und schattenboxend legten wir am Strand die paar Meilen von Goose Cove nach Aurora zurück. Am Grand Beach kletterten wir über die Felsen nach oben und durchquerten die noch schlafende Stadt. In der im Dunkeln liegenden Hauptstraße war schon von Weitem das grelle Licht zu sehen, das durch das große Glasfenster des Diners fiel. Es war das einzige Lokal, das zu dieser frühen Stunde geöffnet hatte. Im Innern herrschte tiefer Friede. Die wenigen Gäste waren Fernfahrer oder Vertreter, die schweigend ihr Frühstück hinunterschlangen. Im Hintergrund lief ein Radio, das immer auf einen Nachrichtensender eingestellt war, allerdings so leise, dass man nicht jedes Wort verstand. An sehr heißen Tagen wälzte der Deckenventilator die Luft mit metallischem Quietschen um und ließ den Staub um die Lampen tanzen. Wir setzten uns an Tisch 17, und sogleich erschien Jenny, um uns Kaffee einzuschenken. Mich bedachte sie jedes Mal mit einem milden, fast mütterlichen Lächeln. Sie sagte: »Armer Marcus, er zwingt dich im Morgengrauen aufzustehen, was? Das macht er, seit ich ihn kenne.« Und dann lachten wir.

Aber an diesem 17. Juni 2008 herrschte im Clark's trotz der morgendlichen Stunde bereits große Aufregung. Alles redete nur über den Fall, und als ich eintrat, hängten sich die mir bekannten Stammgäste wie Kletten an mich und wollten wissen, ob es wahr sei, dass Harry ein Verhältnis mit Nola gehabt und Deborah Cooper getötet habe. Ich wich den Fragen aus und setzte mich an Tisch 17, der unbesetzt war. Da stellte ich fest, dass die Plakette verschwunden war: An ihrer Stelle fanden sich lediglich zwei Schraublöcher im Holz sowie ein heller Abdruck im Lack des Tisches.

Jenny brachte mir Kaffee und begrüßte mich freundlich. Sie wirkte bekümmert. »Du willst bei Harry wohnen?«, fragte sie.

»Ich denke, ja. Und du hast die Plakette abgemacht?«

»Ja.«

»Warum?«

»Er hat das Buch für dieses Mädchen geschrieben, Marcus. Für eine Fünfzehnjährige! Ich kann die Plakette nicht dranlassen. Diese Liebesgeschichte ist einfach widerlich.«

»Ich denke, die Sache ist ein bisschen komplizierter«, hielt ich dagegen.

»Und ich finde, du solltest dich da nicht einmischen, Marcus. Du solltest nach New York zurückfahren und dich aus allem raushalten.«

Ich bestellte Pancakes und Würstchen bei ihr. Auf dem Tisch lag eine fettfleckige Ausgabe des *Aurora Star*. Von der Titelseite starrte mir ein riesiges Foto von Harry aus seiner Glanzzeit entgegen: Achtung gebietendes Äußeres, durchdringender, selbstsicherer Blick. Direkt darunter befand sich ein Foto von ihm beim Betreten des Gerichtsgebäudes von Concord: in Handschellen, mit zerzaustem Haar, verwahrlost, mitgenommen, niedergeschlagen. In Medaillonform je ein Porträt von Nola und von Deborah Cooper. Und obendrüber die Schlagzeile: WAS HAT HARRY QUEBERT GETAN?

Erne Pinkas traf kurz nach mir ein und setzte sich mit seiner Kaffeetasse zu mir. »Ich habe dich gestern Abend im Fernsehen gesehen«, sagte er. »Bleibst du jetzt hier?«

»Schon möglich.«

»Und weshalb?«

»Keine Ahnung. Wegen Harry.«

»Er ist unschuldig, nicht wahr? Ich glaube einfach nicht, dass er so etwas getan hat ... Das glaube ich einfach nicht.«

»Was weiß ich, Ernie.«

Auf meine Bitte hin erzählte mir Pinkas, wie die Polizei Nolas Überreste einige Tage zuvor in Goose Cove in einem Meter Tiefe freigelegt hatte. An jenem Donnerstag war ganz Aurora von den Sirenen der aus dem gesamten Bezirk anrückenden Polizeifahrzeuge aufgeschreckt worden: Einsatzwagen der Autobahnstreife, Zivilfahrzeuge der Kriminalpolizei und sogar ein Kastenwagen der Spurensicherung.

»Als wir hörten, dass es sich vermutlich um die Überreste von Nola Kellergan handelt«, erklärte Pinkas, »waren wir alle geschockt! Keiner konnte es fassen: Die ganze Zeit über hat die Kleine dort gelegen, direkt vor unseren Augen. Wie oft bin ich zu Harry gegangen, habe auf seiner Terrasse gesessen und Scotch getrunken! Quasi neben ihr ... Sag mal, Marcus, hat er dieses Buch wirklich für sie geschrieben? Ich kann nicht glauben, dass die beiden was miteinander hatten. Wusstest du davon?«

Um nicht antworten zu müssen, rührte ich den Kaffee in meiner Tasse um, bis ein Strudel entstand. Dann sagte ich einfach nur: »Das ist alles ein Riesenschlamassel, Ernie.«

Wenig später setzte sich Travis Dawn, der Polizeichef von Aurora und Jennys Ehemann, zu uns an den Tisch. Er gehörte zu denen, die ich von früher aus Aurora kannte: ein sanftmütiger Kerl, angegraut und um die sechzig, Typ gutherziger Provinzbulle, der schon lange keinem mehr Angst machte. »Tut mir leid, mein Junge«, sagte er zur Begrüßung.

»Was?«

»Na, diese Geschichte. Sie hat dich kalt erwischt. Ich weiß, dass du Harry sehr nahestehst. Das ist bestimmt nicht einfach für dich.«

Travis war der Erste, der sich um meine Gefühle sorgte. Ich nickte, dann fragte ich: »Warum habe ich in all der Zeit, die ich hier verbracht habe, nie etwas von Nola Kellergan gehört?«

»Weil das, bis man ihre Leiche in Goose Cove gefunden hat, eine alte Geschichte war. Und zwar die Art von Geschichte, an die man sich lieber nicht erinnern möchte.«

»Travis, was ist am 30. August 1975 passiert? Und was ist dieser Deborah Cooper zugestoßen?«

»Das ist eine schlimme Sache, Marcus, eine ganz schlimme. Ich habe sie an vorderster Front miterlebt, weil ich an jenem Tag Dienst hatte. Damals war ich nur ein einfacher Polizist. Ich habe den Anruf aus der Zentrale entgegengenommen ... Deborah Cooper war ein nettes altes Mütterchen und bewohnte seit dem Tod ihres Mannes ihr abgelegenes Haus am Waldrand bei Side Creek allein. Weißt du, wo Side Creek ist? Dort, wo dieser endlose Wald anfängt, zwei Meilen hinter Goose Cove. Ich erinnere mich gut an die alte Cooper. Ich war damals noch nicht lange bei der Polizei, aber sie rief regelmäßig an. Vor allem nachts, um irgendwelche verdächtigen Geräusche zu melden, die sie bei sich gehört hatte. Sie hatte eine Heidenangst in ihrem Häuschen dort am Waldrand und brauchte jemanden, der sie ab und zu beruhigen kam. Sie entschuldigte sich jedes Mal für die Störung und bot den Polizeibeamten, die angerückt waren, immer Kaffee und Kuchen an. Und am nächsten Tag kam sie aufs Revier und brachte uns eine Kleinigkeit vorbei. Ein nettes altes Mütterchen eben. Leuten wie ihr tut man gern einen Gefallen. Kurzum, am 30. August 1975 hat die alte Cooper die Nummer des Polizeinotrufs gewählt und gemeldet, dass sie ein Mädchen gesehen habe, dem ein Mann in den Wald hinterhergerannt sei. Ich war der einzige Streifenpolizist in Aurora und fuhr sofort zu ihr. Zum ersten Mal hatte sie am helllichten Tag angerufen. Als ich eintraf, wartete sie vor ihrem Haus. Sie hat gesagt: ›Sie halten mich bestimmt für verrückt, Travis, aber diesmal habe ich wirklich etwas Merkwürdiges gesehen.‹ Ich habe den Waldrand abgesucht, wo sie das junge Mädchen gesehen hatte, und ein Stück roten Stoff gefunden. Ich habe sofort begriffen, dass die Sache ernst ist, und Chief Pratt, den damaligen Polizeichef von Aurora, benachrichtigt. Er hatte zwar seinen freien Tag, kam aber sofort. Der Wald ist riesig, und zu zweit waren wir nicht gerade der ideale Suchtrupp. Trotzdem haben wir uns ins Unterholz geschlagen und nach gut einer Meile Blutspuren, blonde Haare und noch mehr rote Stofffetzen entdeckt. Allerdings blieb uns keine Zeit, uns näher damit zu beschäftigen, weil in diesem Augenblick aus der Richtung von Deborah Coopers Haus ein Schuss knallte ... Also rannten wir zurück.

Die alte Cooper lag in einer Blutlache in ihrer Küche. Später erfuhren wir, dass sie kurz vorher noch mal in der Zentrale angerufen hatte, um zu melden, dass sich das Mädchen, das sie zuvor gesehen hatte, zu ihr geflüchtet hatte.«

»Das Mädchen war zu ihrem Haus zurückgekommen?«

»Ja. Während wir im Wald waren, war die Kleine blutüberströmt und Hilfe suchend wiederaufgetaucht. Aber als wir eintrafen, befand sich außer der Leiche der alten Cooper niemand mehr im Haus. Es war total verrückt.«

»Und dieses Mädchen war Nola?«, fragte ich.

»Ja. Das wurde uns bald klar, weil ihr Vater wenig später anrief, um sie als vermisst zu melden. Außerdem hatte Deborah Cooper sie identifiziert, als sie die Zentrale anrief.«

»Was ist danach passiert?«

»Nach dem zweiten Anruf der alten Cooper hatten sich bereits mehrere Einheiten aus der Gegend in Bewegung gesetzt. Am Waldrand bei Side Creek fiel einem Hilfssheriff ein schwarzer Chevrolet Monte Carlo auf, der in nördlicher Richtung flüchtete. Es kam zu einer Verfolgungsjagd, aber das Fahrzeug ist uns trotz Straßensperren entwischt. Anschließend haben wir wochenlang nach Nola gesucht: Wir haben in der ganzen Gegend jeden Stein umgedreht. Wer wäre schon auf die Idee gekommen, dass sie bei Harry Quebert in Goose Cove war? Alle Anzeichen sprachen dafür, dass sie sich irgendwo in diesem Wald befand. Wir haben ihn unermüdlich durchkämmt. Das Auto und das Mädchen wurden nie gefunden. Wenn man uns gelassen hätte, wir hätten das ganze Land umgegraben, aber nach drei Wochen mussten wir die Suche schweren Herzens einstellen, weil bei der State Police ein paar hohe Tiere beschlossen hatten, dass die Suche zu kostspielig und der Ausgang zu ungewiss sei.«

»Gab es damals einen Verdächtigen?«

Er zögerte kurz, dann sagte er: »Es war zwar nie offiziell, aber wir hatten Harry in Verdacht. Dafür hatten wir unsere Gründe. Um es klar zu sagen: Die kleine Kellergan ist drei Monate nach seiner Ankunft in Aurora verschwunden. Merkwürdiger Zufall, oder? Und was für ein Auto fuhr er damals? Einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo! Aber wir hatten nicht genug gegen ihn in der Hand.

Im Grunde ist dieses Manuskript der Beweis, nach dem wir vor drei- unddreißig Jahren gesucht haben.«

»Ich glaube das nicht. Nicht Harry! Außerdem: Warum hätte er einen so schwerwiegenden Beweis bei der Leiche lassen sollen? Und warum hätte er die Gärtner ausgerechnet an der Stelle graben lassen sollen, an der er angeblich eine Leiche verscharrt hat? Das ist nicht schlüssig.«

Travis zog die Schultern hoch. »Vertraue auf meine Erfahrung als Polizist: Man weiß nie, wozu Menschen fähig sind. Vor allem die, die man gut zu kennen glaubt.« Mit diesen Worten stand er auf. »Wenn ich irgendetwas für dich tun kann, lass es mich wissen«, sagte er noch, bevor er ging.

Pinkas, der die Unterhaltung kommentarlos verfolgt hatte, rief ungläubig: »Na, so was! Ich wusste gar nicht, dass die Polizei Harry damals verdächtigt hat.«

Ich erwiderte nichts darauf, sondern riss lediglich die Titelseite von der Zeitung und steckte sie ein. Dann machte ich mich, obwohl es noch zeitig war, auf den Weg nach Concord.

Das staatliche Männergefängnis von New Hampshire liegt nördlich von Concord in der North State Street 281. Von Aurora kommend, fährt man hinter dem Capitol-Einkaufszentrum vom Highway 93 ab, biegt am Holiday Inn in die North Street ein und folgt ihr etwa zehn Minuten. Nach dem Friedhof von Blossom Hill und einem kleinen, hufeisenförmigen See in Flussnähe kommt man schließlich an langen Drahtzäunen und Stacheldrahtspulen vorbei, die schon jeden Zweifel ausräumen, und kurz darauf kündigt dann ein Schild das Gefängnis offiziell an, und man erblickt nüchterne rote, von einer dicken Schutzmauer umgebene Backsteingebäude und gleich darauf die Gittertore des Haupteingangs. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befindet sich ein Autohändler.

Roth erwartete mich auf dem Parkplatz. Er rauchte eine billige Zigarre und machte einen gelassenen Eindruck. Zur Begrüßung gab er mir einen Klaps auf die Schulter, als wären wir alte Freunde.

»Zum ersten Mal im Gefängnis?«, fragte er.

»Ja.«

»Machen Sie sich locker.«

»Wer sagt Ihnen, dass ich das nicht bin?«

Er deutete auf ein Rudel Journalisten, die in unserer Nähe herumlungerten.

»Die sind überall«, sagte er. »Antworten Sie bloß nicht auf deren Fragen. Das sind Aasfresser, Goldman. Die nehmen Sie so lange in die Zange, bis Sie ein paar pikante Details ausspucken. Bleiben Sie standhaft, und schweigen Sie. Selbst die kleinste Äußerung von Ihnen könnte, wenn man sie böswillig auslegt, gegen uns verwandt werden und meine Verteidigungsstrategie ins Wanken bringen.«

»Wie lautet denn Ihre Strategie?«

Er sah mich ernst an. »Alles leugnen.«

»Alles?«, fragte ich.

»Alles: das Verhältnis, die Entführung, die Morde. Wir werden auf nicht schuldig plädieren. Ich werde für Harry einen Freispruch erwirken und bin fest entschlossen, den Staat New Hampshire auf Schadenersatz in Millionenhöhe zu verklagen.«

»Und was ist mit dem Manuskript, das die Polizei bei der Leiche gefunden hat? Und mit Harrys Eingeständnis, dass er ein Verhältnis mit Nola hatte?«

»Das Manuskript beweist gar nichts! Schreiben ist nicht Töten. Außerdem hat Harry erklärt – und diese Erklärung klingt plausibel –, dass Nola das Manuskript mitgenommen hat, bevor sie verschwunden ist. Und was ihr Techtelmechtel angeht: na ja, eine kleine Romanze eben ... Das ist nichts Verwerfliches. Und erst recht kein Verbrechen. Sie werden sehen, der Staatsanwalt wird ihm nichts nachweisen können.«

»Ich habe mit dem Polizeichef von Aurora, Travis Dawn, gesprochen. Er hat mir erzählt, dass Harry damals verdächtigt wurde.«

»Schwachsinn!«, schimpfte Roth, der leicht ausfällig wurde, wenn er sich ärgerte.

»Offenbar fuhr der Tatverdächtige damals einen schwarzen Chevrolet Monte Carlo. Und Travis sagt, dass Harry genau dieses Modell besessen hat.«

»Doppelter Schwachsinn!«, legte Roth nach. »Aber nützlich zu wissen. Gut gemacht, Goldman, das ist genau die Art von Informationen, die ich brauche. Übrigens: Da Sie diese ganzen Bauerntrommel aus Aurora kennen, horchen Sie die Leute doch mal ein bisschen aus, damit wir wissen, was für Geschichten sie den Geschworenen auftischen, wenn sie im Prozess als Zeugen geladen werden. Und versuchen Sie herauszufinden, wer zu viel trinkt oder seine Frau schlägt: Ein Zeuge, der trinkt oder seine Frau schlägt, ist nämlich kein glaubwürdiger Zeuge.«

»Eine ziemlich miese Methode, finden Sie nicht?«

»Krieg ist Krieg, Goldman. Bush hat die Nation belogen, um den Irak anzugreifen, aber es war nötig. Sehen Sie doch selbst: Wir haben es Saddam gezeigt, wir haben das irakische Volk befreit, und seither geht es der Welt viel besser.«

»Die Mehrheit der Amerikaner war gegen diesen Krieg. Er war ein einziges Desaster.«

Er machte ein enttäuschtes Gesicht. »Oh nein«, sagte er. »Ich wusste es ...«

»Was?«

»Werden Sie etwa die Demokraten wählen, Goldman?«

»Selbstverständlich werde ich die Demokraten wählen.«

»Sie werden sehen: Die werden stinkreichen Bürgern wie Ihnen sagenhafte Steuern aufbrummen. Aber dann fangt bloß nicht an zu heulen. Um Amerika zu regieren, braucht man Eier in der Hose. Und Elefanten haben nun mal größere Eier als Esel, das liegt in den Genen.«

»Was Sie nicht sagen, Roth! Die Demokraten haben die Präsidentschaftswahlen längst gewonnen, weil Ihr großartiger Krieg so unpopulär war, dass das Pendel zur anderen Seite ausgeschlagen hat.«

Er setzte ein spöttisches, fast ungläubiges Lächeln auf. »Das glauben Sie doch selbst nicht! Eine Frau und ein Schwarzer, Goldman! Eine Frau und ein Schwarzer! Sie sind doch ein intelligenter Bursche, deshalb jetzt mal im Ernst: Wer wählt schon eine Frau oder einen Schwarzen an die Spitze des Staates? Schreiben Sie darüber doch ein Buch, einen hübschen Science-Fiction-Roman. Und was kommt als Nächstes? Eine puerto-ricanische Lesbe und ein Indianerhäuptling?«

Nach den üblichen Formalitäten ließ mich Roth auf meine Bitte hin erst mal allein zu Harry in den Raum, in dem er uns erwartete. Er saß an einem Plastiktisch, trug Häftlingskleidung und wirkte bedrückt.

Als ich hereinkam, hellte sich seine Miene auf. Er erhob sich, und wir umarmten uns lange, bevor wir uns schweigend an die gegenüberliegenden Seiten des Tisches setzten. Nach einer Weile sagte er: »Ich habe Angst, Marcus.«

»Wir holen Sie hier raus, Harry.«

»Ich habe hier Fernsehen, wissen Sie. Ich kriege alles mit. Ich bin erledigt. Auch als Schriftsteller. Mein Leben ist vorbei. Das ist erst der Anfang vom Ende. Ich habe das Gefühl zu fallen.«

»Man darf nie Angst vor dem Fallen haben, Harry.«

Er verzog das Gesicht zu einem traurigen Lächeln. »Danke, dass Sie gekommen sind.«

»Dafür sind Freunde da. Ich wohne in Goose Cove und habe die Möwen gefüttert.«

»Wenn Sie nach New York zurückfahren wollen, würde ich das sehr gut verstehen.«

»Ich fahre nirgendwohin. Roth ist ein seltsamer Vogel, aber er macht den Eindruck, als wüsste er, was er tut. Er sagt, dass Sie freigesprochen werden. Ich bleibe hier und helfe ihm. Ich werde alles tun, um die Wahrheit ans Licht zu bringen und Ihre Ehre wiederherzustellen.«

»Und was ist mit Ihrem neuen Roman? Ihr Verleger erwartet ihn doch bis Ende des Monats, oder nicht?«

Ich ließ den Kopf hängen. »Es gibt keinen Roman. Mir fällt nichts mehr ein.«

»Was soll das heißen: Ihnen fällt nichts mehr ein?«

Ich antwortete nicht, sondern wechselte das Thema, indem ich die Zeitungsseite herauszog, die ich ein paar Stunden zuvor aus dem Clark's mitgenommen hatte.

»Harry«, sagte ich, »es ist wichtig, dass ich alles verstehe. Ich muss die Wahrheit wissen. Ihr Anruf von neulich geht mir nicht aus dem Kopf: Sie haben sich gefragt, was Sie Nola angetan haben ...«

»Die Gefühle sind mit mir durchgegangen, Marcus. Ich war kurz

zuvor verhaftet worden und hatte das Recht auf einen Anruf, und der einzige Mensch, den ich benachrichtigen wollte, waren Sie. Und zwar nicht von meiner Verhaftung, sondern von ihrem Tod. Sie waren der Einzige, der von Nola wusste, und ich musste meinen Kummer mit jemandem teilen ... All die Jahre hatte ich gehofft, dass sie noch lebt ... irgendwo ... Dabei war sie die ganze Zeit über tot. Sie war tot, und ich habe mich aus verschiedenen Gründen dafür verantwortlich gefühlt. Verantwortlich, weil ich sie nicht hatte beschützen können vielleicht. Aber ich habe ihr nie wehgetan! Ich schwöre Ihnen, dass ich in allem, was man mir zur Last legt, unschuldig bin.«

»Ich glaube Ihnen. Was haben Sie der Polizei erzählt?«

»Die Wahrheit: dass ich unschuldig bin. Warum hätte ich genau an der Stelle Blumen pflanzen lassen sollen? Das ist vollkommen unsinnig! Ich habe ihnen auch gesagt, dass ich nicht weiß, wie das Manuskript dort hingekommen ist, und dass ich diesen Roman für und über Nola geschrieben habe, bevor sie verschwunden ist. Dass Nola und ich uns geliebt haben. Dass wir in dem Sommer, in dem sie verschwunden ist, eine Liebesbeziehung hatten und ich diese zum Thema meines Romans gemacht habe, von dem ich damals zwei Manuskripte besaß: ein handgeschriebenes Original und eine Schreibmaschinenfassung. Nola interessierte sich sehr für meine Texte und half mir dabei, sie ins Reine zu schreiben. Die getippte Fassung des Manuskripts konnte ich eines Tages nicht mehr finden. Das war Ende August, kurz bevor Nola verschwand ... Ich ging davon aus, dass Nola sie mitgenommen hatte, um sie zu lesen, wie sie es manchmal tat. Sie las meine Texte und sagte mir anschließend ihre Meinung. Sie nahm sie mit, ohne mich zu fragen ... Aber dieses Mal konnte ich sie nicht mehr fragen, ob sie mein Manuskript genommen hatte, weil sie verschwunden war. Mir blieb nur das handgeschriebene Exemplar. Bei dem Roman handelte es sich um *Der Ursprung des Übels*, also um das Buch, das ein paar Monate später so großen Erfolg hatte, wie Sie wissen.«

»Sie haben dieses Buch also wirklich für Nola geschrieben?«

»Ja. Im Fernsehen hieß es, dass man überlegt, es aus dem Handel zu nehmen.«

»Was war das zwischen Nola und Ihnen?«

»Eine Liebesgeschichte, Marcus. Ich war wahnsinnig in sie verliebt. Und ich glaube, das war mein Untergang.«

»Was hat die Polizei noch gegen Sie in der Hand?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was ist mit der Schachtel? Wo ist die Schachtel mit dem Brief und den Fotos? Ich habe sie nirgendwo mehr finden können.«

Ihm blieb keine Zeit zu antworten, weil in diesem Moment die Tür aufging. Harry bedeutete mir zu schweigen. Es war Roth. Während er auf unseren Tisch zusteuerte und sich setzte, schnappte sich Harry unauffällig das Notizbuch, das vor mir lag, und schrieb ein paar Worte hinein.

Roth erging sich in langatmigen Erklärungen über den bisherigen Verlauf des Falls und die weitere Vorgehensweise. Nach einem halbstündigen Monolog fragte er Harry: »Gibt es womöglich etwas in Bezug auf Nola, was Sie mir noch nicht mitgeteilt haben? Ich muss alles wissen, das ist sehr wichtig.«

Schweigen. Harry musterte uns lange, dann sagte er: »Es gibt da tatsächlich etwas, das Sie wissen sollten. Es betrifft den 30. August 1975. An dem Abend, an dem Nola verschwand, wollte sie sich mit mir treffen ...«

»Mit Ihnen treffen?«, wiederholte Roth.

»Die Polizei hat mich gefragt, was ich am Abend des 30. August 1975 gemacht habe, und ich habe gesagt, dass ich nicht in der Stadt war. Das war gelogen. Es ist der einzige Punkt, in dem ich nicht die Wahrheit gesagt habe. Am fraglichen Abend befand ich mich unweit von Aurora in einem Zimmer eines an der Route 1 Richtung Maine gelegenen Motels. Es heißt Sea Side Motel und existiert immer noch. Ich saß in Zimmer 8 auf dem Bett und wartete, parfümiert wie ein Teenager und mit einem Armvoll blauer Hortensien, ihren Lieblingsblumen. Wir waren für neunzehn Uhr verabredet, und ich weiß noch genau, wie ich wartete und sie nicht kam. Um einundzwanzig Uhr war sie bereits seit zwei Stunden überfällig. Sie hatte sich noch nie verspätet. Noch nie! Ich legte die Hortensien zum Wässern ins Waschbecken und schaltete zur Unterhaltung das Radio ein. Es war ein schwüler, gewittriger Abend, und mir war heiß. Ich kam in mei-

nem Anzug fast um. Ich zog den Brief heraus und las ihn noch zehnmal, vielleicht noch hundertmal. Den Brief, den sie mir wenige Tage zuvor geschrieben hatte, diesen kurzen Liebesbrief, den ich nie werde vergessen können:

*Machen Sie sich meiner wegen keine Sorgen, Harry, ich schaffe es schon irgendwie zu unserem Treffpunkt. Warten Sie in Zimmer 8 auf mich. Ich liebe diese Zahl, das ist meine Lieblingszahl. Warten Sie dort um neunzehn Uhr auf mich. Und dann gehen wir für immer fort.
Ich liebe Sie so!
In Zärtlichkeit,
Nola*

Ich weiß noch, wie der Radiosprecher die Uhrzeit ansagte: zweiundzwanzig Uhr. Zweiundzwanzig Uhr und noch immer keine Nola. Irgendwann schlief ich angekleidet auf dem Bett ein. Als ich die Augen wieder aufschlug, war die Nacht vorbei. Das Radio lief immer noch, es waren die Sieben-Uhr-Nachrichten: *Großalarm in der Gegend von Aurora nach dem Verschwinden der fünfzehnjährigen Nola Kellergan gestern Abend gegen neunzehn Uhr. Die Polizei bittet die Bevölkerung um sachdienliche Hinweise (...) Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens trug Nola Kellergan ein rotes Kleid (...)* Ich sprang in panischer Angst auf, entledigte mich rasch der Blumen und machte mich, zerknittert und mit zerzaustem Haar, sofort auf den Weg nach Aurora. Das Zimmer war im Voraus bezahlt.

Ich hatte noch nie so viel Polizei in Aurora gesehen. Es waren Fahrzeuge aus dem ganzen Umland da. Eine Straßensperre auf der Route 1 kontrollierte sämtliche Autos auf dem Weg in die Stadt und aus der Stadt. Ich sah den Polizeichef Gareth Pratt mit einer Pumpgun in der Hand.

›Ich habe es gerade im Radio gehört, Chief,‹ sagte ich.

›Verfluchter Mist!‹, schimpfte der Chief.

›Was ist denn passiert?‹

›Das weiß niemand. Nola Kellergan ist von zu Hause verschwunden. Gestern Abend wurde sie in der Nähe der Side Creek Lane gese-

hen, aber seitdem gibt es nicht die geringste Spur von ihr. Die ganze Gegend ist abgeriegelt, der Wald wird durchkämmt.«

Im Radio wurde immer wieder ihre Beschreibung durchgegeben: *Junges Mädchen, weiß, 1,58 Meter groß, fünfzig Kilo schwer, langes blondes Haar, grüne Augen, trägt ein rotes Kleid und eine Goldkette mit dem eingravierten Namen NOLA. Rotes Kleid, rotes Kleid, rotes Kleid, wiederholte das Radio. Das war ihr Lieblingskleid. Sie hatte es mir zuliebe angezogen. Das also habe ich am Abend des 30. August 1975 gemacht.*«

Roth und ich waren sprachlos.

»Sie wollten mit ihr durchbrennen?«, fragte ich. »Sie wollten an dem Abend, an dem sie verschwunden ist, zusammen fliehen?«

»Ja.«

»Deshalb haben Sie gesagt, dass alles Ihre Schuld ist, als Sie mich neulich angerufen haben? Sie waren mit ihr verabredet, und auf dem Weg zum Treffpunkt ist sie verschwunden ...«

Er nickte betroffen. »Wer weiß, vielleicht wäre sie sonst noch am Leben ...«

Als wir den Raum verließen, sagte Roth zu mir, die Geschichte von ihrer geplanten Flucht sei eine Katastrophe und dürfe unter keinen Umständen durchsickern. Wenn die Anklage davon erführe, wäre Harry geliefert. Wir verabschiedeten uns auf dem Parkplatz, und erst als ich in meinem Wagen saß, schlug ich das Notizbuch auf und las, was Harry hineingekritzelt hatte:

Marcus – auf meinem Schreibtisch steht eine Porzellanvase. Darin finden Sie einen Schlüssel. Er gehört zu meinem Garderobenschrank im Fitnessclub von Montburry. Die Nummer ist 201. Es ist alles dort drin. Verbrennen Sie alles. Ich bin in Gefahr.

Montburry war die Nachbarstadt von Aurora und lag rund zehn Meilen weiter im Landesinneren. Noch am selben Nachmittage machte ich mich auf den Weg dorthin, nachdem ich kurz in Goose Cove vorbeigefahren war, um den in lauter Büroklammern versteckten Schlüssel aus der Vase zu holen. In Montburry gab es nur einen einzigen

Fitnessclub, und der war in einem modernen Glasbau an der Hauptverkehrsader der Stadt untergebracht. In der menschenleeren Umkleidekabine fand ich den Garderobenschrank mit der Nummer 201 und schloss ihn auf. Darin lagen ein Trainingsanzug, Proteinriegel, Handschuhe fürs Hanteltraining und die Holzschachtel, die ich vor ein paar Monaten in Harrys Arbeitszimmer entdeckt hatte. Es war alles da: die Fotos, die Zeitungsartikel, Nolas handgeschriebener Brief. Außerdem fand ich einen Packen gebundener vergilbter Seiten. Das Deckblatt war blank, ohne Titel. Ich überflog ein paar Seiten: Der Text war mit der Hand geschrieben, und schon nach wenigen Zeilen begriff ich, dass es sich um das Manuskript von *Der Ursprung des Übels* handelte. Das Manuskript, nach dem ich vor wenigen Monaten überall gesucht hatte, schlummerte in der Umkleidekabine eines Fitnessstudios! Ich setzte mich auf eine Bank und nahm mir einen Augenblick Zeit, um die Seiten fiebernd und voller Staunen durchzusehen: Die Niederschrift war makellos, es gab keinerlei Streichungen. Ein paar Männer kamen herein, um sich umzuziehen, aber ich beachtete sie nicht: Ich konnte die Augen nicht von diesem Text losreißen. Das Meisterwerk, das ich so gerne hätte schreiben wollen – Harry hatte es vollbracht! Er hatte sich in einem Diner an den Tisch gesetzt und diese absolut genialen Wörter und sublimen Sätze geschrieben, die ganz Amerika gerührt hatten, und dabei geschickt seine Liebesgeschichte mit Nola zwischen den Zeilen versteckt.

Zurück in Goose Cove, hielt ich mich peinlich genau an Harrys Anweisung. Ich zündete im Wohnzimmerkamin ein Feuer an und warf den Inhalt der Schachtel hinein: den Brief, die Fotos, die Zeitungsausschnitte und schließlich auch das Manuskript. *Ich bin in Gefahr*, hatte er geschrieben. Was für eine Gefahr meinte er? Die Flammen schlugen hoch: Nolas Brief zerfiel zu Staub, die Fotos bekamen in der Mitte Löcher und wurden von der Hitze aufgezehrt. Das Manuskript loderte in einer riesigen orangen Flamme auf, und die Seiten zerbröselten zu einem Haufen Asche. Ich saß vor dem Kamin und sah zu, wie sich die Geschichte von Harry und Nola in Rauch auflöste.

Dienstag, 3. Juni 1975

An diesem Tag war schlechtes Wetter. Der Nachmittag ging zu Ende, der Strand lag verlassen da. Noch nie seit seiner Ankunft in Aurora hatte der Himmel so schwarz und bedrohlich ausgesehen. Das Unwetter entfesselte den Ozean, er schäumte und wütete. Bald würde es regnen. Es war das schlechte Wetter, das ihn nach draußen gelockt hatte. Er war über die Holzterrasse von der Terrasse zum Strand hinuntergegangen und hatte sich in den Sand gesetzt. Das Heft auf den Knien, ließ er den Stift übers Papier gleiten: Das heraufziehende Gewitter inspirierte ihn, er hatte Ideen für einen großen Roman. In den zurückliegenden Wochen hatte er bereits mehrere gute Ideen für sein neues Buch gehabt, doch keine davon war aufgegangen; er hatte sie schlecht eingeleitet oder schlecht ausgeführt.

Die ersten Tropfen fielen. Erst vereinzelt, dann, plötzlich, wolkenbruchartig. Er wollte gerade flüchten und sich unterstellen, als er sie sah: Die Sandalen in der Hand, ging sie barfuß im seichten Wasser spazieren; dabei tanzte sie im Regen und neckte die Wellen. Verdutzt blieb er stehen und beobachtete sie hingerissen. Sie folgte dem Muster der Ausläufer und gab acht, dass der Saum ihres Kleides nicht nass wurde. In einem kurzen Moment der Unachtsamkeit stieg ihr das Wasser bis zu den Knöcheln. Sie lachte überrascht auf, watete ein wenig tiefer ins graue Meer hinein, drehte sich im Kreis und bot sich der unermesslichen Weite dar. Es war, als gehörte ihr die Welt. Eine gelbe, mit Blumen verzierte Spange hielt ihr blondes, vom Wind gezaustes Haar zurück, damit ihr die Strähnen nicht ins Gesicht schlügen. Nun regnete es in Sturzbächen.

Als sie ihn in rund zehn Meter Entfernung entdeckte, hielt sie abrupt inne. Es war ihr peinlich, dass jemand sie gesehen hatte, und sie rief: »Tut mir leid ... Ich habe Sie nicht bemerkt.«

Er fühlte sein Herz klopfen. »Bitte entschuldigen Sie sich nicht«, erwiderte er. »Ich bitte Sie, machen Sie weiter! Ich habe noch nie jemanden den Regen so genießen sehen.«

Sie strahlte. »Mögen Sie ihn auch?«, fragte sie übermütig.

»Wen?«

»Den Regen.«

»Nein ... Eigentlich hasse ich Regen.«

Mit einem bezaubernden Lächeln fragte sie: »Wie kann man den Regen hassen? Ich habe noch nie etwas so Schönes gesehen. Schauen Sie!«

Er hob den Kopf: Das Wasser perlte von seinem Gesicht ab. Er betrachtete die Millionen feiner Linien, die die Landschaft strichelten, und drehte sich um die eigene Achse. Sie tat dasselbe. Sie waren klatschnass und lachten. Schließlich flüchteten sie sich unter die auf Pfeilern ruhende Terrasse. Er zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche, die zum Teil vom sintflutartigen Regen verschont geblieben waren, und zündete sich eine an.

»Kriege ich auch eine?«, bat sie.

Er hielt ihr das Päckchen hin, und sie bediente sich. Er war überwältigt.

»Sie sind der Schriftsteller, stimmt's?«, fragte sie.

»Ja.«

»Sie kommen aus New York ...«

»Ja.«

»Ich muss Sie etwas fragen: Warum sind Sie aus New York in dieses verlassene Nest gekommen?«

Er lächelte. »Ich hatte Lust auf einen Tapetenwechsel.«

»Ich würde so gern mal nach New York fahren!«, schwärmte sie. »Ich würde stundenlang durch die Stadt laufen und mir alle Shows am Broadway ansehen. Ich träume davon, ein Star zu sein, ein Star in New York ...«

»Verzeihen Sie«, unterbrach Harry sie, »aber kennen wir uns?«

Wieder lachte sie ihr bezauberndes Lachen. »Nein. Aber jeder weiß, wer Sie sind. Sie sind der Schriftsteller. Willkommen in Aurora, Sir. Ich heiße Nola. Nola Kellergan.«

»Harry Quebert.«

»Ich weiß. Jeder hier weiß das, das habe ich Ihnen doch gesagt.«

Er streckte ihr zur Begrüßung die Hand hin, aber sie stützte sich auf seinen Arm, reckte sich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen Kuss auf die Wange.

»Ich muss jetzt gehen. Sie verraten doch niemandem, dass ich geraucht habe, oder?«

»Nein, Ehrenwort.«

»Auf Wiedersehen, Herr Schriftsteller. Hoffentlich sehen wir uns wieder.« Sie verschwand im prasselnden Regen.

Er war ganz durcheinander. Wer war dieses Mädchen? Sein Herz schlug wie wild. Lange blieb er reglos unter der Terrasse stehen, bis sich der Abend herabsenkte. Doch er nahm weder den Regen noch die Dunkelheit richtig wahr. Er fragte sich, wie alt Nola wohl war. Zu jung, das wusste er. Aber er war von ihr hingerissen. Sie hatte seine Seele entflammt.

Ein Anruf von Douglas holte mich in die Realität zurück. Zwei Stunden waren vergangen; es dunkelte bereits. Im Kamin schwelte nur noch die Glut.

»Alle reden über dich«, sagte Douglas. »Kein Mensch versteht, was du in New Hampshire verloren hast ... Alle glauben, dass du dabei bist, die größte Dummheit deines Lebens zu begehen.«

»Alle wissen, dass Harry und ich Freunde sind. Ich kann nicht einfach die Hände in den Schoß legen.«

»Aber hier geht es um etwas anderes, Marc. Da sind diese Morde und dieses Buch. Ich glaube, dir ist die Tragweite des Skandals nicht bewusst. Barnaski ist stinksauer, er ahnt, dass du keinen neuen Roman für ihn hast. Er behauptet, dass du dich in New Hampshire verkriechst. Und er hat nicht ganz unrecht ... Heute ist der 17. Juni, Marc. In dreizehn Tagen läuft die Frist ab. In dreizehn Tagen bist du erledigt.«

»Herrgott, glaubst du, das weiß ich nicht? Hast du mich deshalb angerufen? Um mich daran zu erinnern, in welcher Lage ich mich befinde?«

»Nein, ich habe dich angerufen, weil ich eine Idee habe.«

»Eine Idee? Ich höre!«

»Schreib ein Buch über den Fall Harry Quebert.«

»Was? Kommt nicht infrage! Ich werde meine Karriere nicht auf Harrys Kosten wiederankurbeln.«

»Warum denn auf seine Kosten? Du hast doch gesagt, dass du ihn

verteidigen willst. Beweise seine Unschuld, und schreib ein Buch über alles. Stell dir doch mal vor, wie das einschlagen würde!«

»Und das alles in zehn Tagen?«

»Ich habe Barnaski gut zugeredet ...«

»Du hast *was*?«

»Hör mich erst mal an, bevor du in die Luft gehst, Marc. Barnaski wittert Gold: Marcus Goldman rollt den Fall Harry Quebert auf – davon verspricht er sich einen Umsatz in siebenstelliger Höhe! Es könnte das Buch des Jahres werden. Er ist bereit, neu zu verhandeln. Er schlägt dir vor, reinen Tisch zu machen: einen anderen Vertrag mit ihm zu schließen, durch den der alte aufgehoben wird, plus einen Vorschuss von einer halben Million Dollar. Weißt du, was das heißt?«

Was das hieß? Dieses Buch würde meine Karriere wiederanschicken. Es würde garantiert ein Bestseller werden, der Erfolg wäre vorprogrammiert, und obendrein winkte mir ein Haufen Geld.

»Warum sollte Barnaski das für mich tun?«

»Er tut es nicht für dich, sondern für sich. Marc, du machst dir keine Vorstellung, dieser Fall ist hier Thema Nummer eins! So ein Buch wäre der Coup des Jahrhunderts!«

»Ich glaube nicht, dass ich dazu in der Lage bin. Ich kann nicht mehr schreiben. Ich weiß nicht mal mehr, ob ich es jemals konnte. Und Nachforschungen anstellen ... Das ist Sache der Polizei. Ich habe keine Ahnung, wie man das macht.«

Douglas ließ sich nicht abwimmeln: »Marc, das ist die Chance deines Lebens.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

»Wenn du das sagst, heißt das, dass du nicht darüber nachdenken wirst.«

Über den letzten Satz mussten wir beide lachen. Er kannte mich gut.

»Doug ... Kann man sich in eine Fünfzehnjährige verlieben?«

»Nein.«

»Wieso bist du dir so sicher?«

»Sicher bin ich mir überhaupt nicht.«

»Was ist Liebe eigentlich?«

»Oh, Marc, verschone mich! Bitte jetzt keine philosophischen Diskurse ...«

»Aber, Douglas, er hat sie geliebt! Harry hat sich wahnsinnig in dieses Mädchen verliebt. Das hat er mir heute im Gefängnis erzählt. Er war unterhalb von seinem Haus am Strand, hat sie gesehen und sich in sie verliebt. Warum in sie und nicht in eine andere?«

»Keine Ahnung, Marc. Aber ich wüsste zu gerne, was dich so mit Quebert verbindet.«

»*Der Fabelhafte*«, erwiderte ich.

»Wer?«

»*Der Fabelhafte*. Ein junger Mann, der im Leben nichts auf die Reihe bekommen hat – bis er Harry begegnet ist. Harry hat mir beigebracht, wie ich Schriftsteller werde. Er hat mir beigebracht, wie wichtig es ist, fallen zu können.«

»Was faselst du da, Marc? Hast du getrunken? Du bist Autor, weil du talentiert bist.«

»Nein, eben nicht. Man kommt nicht als Schriftsteller auf die Welt, man wird es.«

»Das ist also 1998 in Burrows passiert?«

»Ja. Er hat mir sein ganzes Wissen vermittelt ... Ich verdanke ihm alles.«

»Möchtest du mit mir darüber reden?«

»Wenn du willst.«

An diesem Abend erzählte ich Douglas von der Geschichte, die mich mit Harry verband. Nach dem Telefonat ging ich hinunter an den Strand. Ich brauchte frische Luft. Im Dunkeln waren dicke Wolken zu erkennen. Es war schwül, gleich würde ein Gewitter losbrechen. Plötzlich kam Wind auf. Die Bäume begannen wie wild zu wanken, als verkündete die ganze Welt das Ende des großen Harry Quebert.

Irgendwann kehrte ich zum Haus zurück. An der Eingangstür fand ich eine anonyme Nachricht, die jemand in meiner Abwesenheit dorthin gelegt hatte. Ein schlichter Umschlag ohne jede Aufschrift und darin die mit Computer geschriebene Nachricht:

Fahr nach Hause, Goldman.

28.

Von der Wichtigkeit, fallen zu können

Burrows College, Massachusetts, 1998–2002

»Harry, wenn von all Ihren Lektionen nur eine einzige übrig bleiben dürfte, welche wäre das?«

»Ich gebe die Frage an Sie zurück.«

»Für mich wäre es die von der *Wichtigkeit, fallen zu können*.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung. Das Leben ist ein langer Sturz, Marcus. Das Wichtigste ist, fallen zu können.«

1998 war nicht nur das Jahr des großen Eissturms, der den Norden der USA und einen Teil Kanadas lahmlegte mit der Folge, dass Millionen unglücklicher Menschen tagelang im Dunkeln saßen, sondern es war auch das Jahr, in dem ich Harry begegnete. Nach meinem Abschluss in Felton rückte ich im Herbst des Jahres auf dem Campus des Burrows College ein, einem Mix aus Containerbauten und viktorianischen Gebäuden inmitten von ausgedehnten, tadellos gepflegten Rasenflächen. Man wies mir ein hübsches Zimmer im Ostteil des Wohnheims zu, das ich mit einem sympathischen Schmächtling aus Idaho namens Jared teilte, ein netter Schwarzer mit Brille, der aus einer sehr vereinnahmenden Familie stammte und, durch seine neue Freiheit offensichtlich zutiefst verunsichert, andauernd fragte, ob er etwas durfte oder nicht. »Darf ich rausgehen und mir eine Cola kaufen? Darf ich nach zweiundzwanzig Uhr noch zurück auf den Campus? Darf ich im Zimmer Lebensmittel aufbewahren? Darf ich im Unterricht fehlen, wenn ich krank bin?« Als ich ihm antwortete, dass er, seit im 13. Zusatzartikel zur amerikanischen Verfassung die Sklaverei abgeschafft worden war, tun und lassen könne, was er wolle, strahlte er vor Glück.

Jared hatte zwei Manien: lernen und seine Mutter anrufen, um ihr zu sagen, dass alles in Ordnung war. Ich nur eine: ein berühmter Schriftsteller werden. Ich schrieb pausenlos Kurzgeschichten für die Unizeitung, von denen aber nur jede zweite veröffentlicht wurde, noch dazu auf den schlechtesten Seiten der Zeitung, nämlich in der

Werbebeilage der ortsansässigen Unternehmen, für die sich niemand interessierte: *Druckerei Lukas*, *Forsters Ölwechsel*, *François' Haar-salon* oder *Julie Hus Blumen*. Ich fand das absolut empörend und ungerecht. Tatsächlich musste ich hier von Anfang an gegen einen ernst zu nehmenden Konkurrenten antreten, nämlich gegen Dominic Reinhartz, einen Studenten im dritten Jahr von außergewöhnlichem schriftstellerischen Talent, neben dem ich alt aussah. Er genoss bei der Zeitung eine Vorzugsbehandlung, und jedes Mal wenn eine Ausgabe erschien, durfte ich mir in der Bibliothek die bewundernden Kommentare unserer Kommilitonen anhören. Der Einzige, der unerschütterlich zu mir hielt, war Jared: Mit Begeisterung las er meine Kurzgeschichten, sobald sie aus dem Drucker kamen, und noch einmal, kaum dass sie in der Zeitung erschienen waren. Ich schenkte ihm zwar jedes Mal eine Ausgabe, aber er bestand trotzdem darauf, im Büro der Zeitungsredaktion die zwei Dollar zu bezahlen, die sie kostete und die er sich an den Wochenenden durch harte Arbeit bei der Putzkolonne des Colleges verdiente. Ich glaube, er hegte mir gegenüber eine grenzenlose Bewunderung. Oft sagte er: »Du bist ein Wahnsinnstyp, Marcus ... Was hast du eigentlich in diesem Kaff in Massachusetts verloren?« An einem Abend im Altweibersommer hatten wir uns auf dem Campus auf den Rasen gelegt, um Bier zu trinken und uns den Sternenhimmel anzusehen. Natürlich hatte Jared vorher gefragt, ob man auf dem Campus überhaupt Bier trinken und im Dunkeln die Rasenflächen betreten dürfte, aber plötzlich hatte er eine Sternschnuppe entdeckt und geschrien: »Wünsch dir was, Marcus! Schnell, wünsch dir was!«

»Ich wünsche mir, dass wir es im Leben zu etwas bringen«, hatte ich geantwortet. »Was willst du später mal werden, Jared?«

»Ich möchte einfach nur ein guter Mensch werden, Marc. Und du?«

»Ich möchte ein weltberühmter Schriftsteller werden und Abermillionen von Büchern verkaufen.«

Er hatte die Augen weit aufgerissen, und seine Augäpfel hatten im Dunkeln geleuchtet wie zwei Monde.

»Das schaffst du bestimmt, Marc, so cool wie du bist!«

Und ich hatte mir gesagt, dass eine Sternschnuppe ein Stern ist, der

eigentlich hell am Himmel strahlen könnte, sich aber aus Angst davor lieber so weit wie möglich davonmacht. Ein bisschen so wie ich.

Donnerstags versäumten Jared und ich nie den Kurs bei einer der Schlüsselfiguren des Colleges: dem Schriftsteller Harry Quebert. Er war ein überaus beeindruckender, charismatischer Typ, eine echte Persönlichkeit und ein außergewöhnlicher Lehrer, der von Studenten wie von seinesgleichen vergöttert wurde. Quebert gab in Burrows den Ton an, alle hörten auf ihn und respektierten seine Meinung, und zwar nicht nur, weil er Harry Quebert war, DER Harry Quebert, die »Feder Amerikas«, sondern auch weil er mit seiner hochgewachsenen Gestalt, seiner natürlichen Eleganz und seiner warmen, dröhnenden Stimme eine so imposante Erscheinung war. Wenn er auf den Gängen des Colleges oder auf den Wegen des Campus unterwegs war, drehten sich alle nach ihm um und grüßten ihn. Er war enorm beliebt: Die Studenten rechneten es ihm hoch an, dass er einen Teil seiner Zeit einer so kleinen Hochschule schenkte, wo doch sicherlich ein Anruf genügt hätte, um ihm einen der angesehensten Lehrstühle des Landes zu verschaffen. Übrigens war er der Einzige im gesamten Professorenkollegium, der seine Vorlesungen im großen Hörsaal hielt, in dem ansonsten nur Diplomfeiern und Theateraufführungen stattfanden.

1998 war außerdem das Jahr der Lewinsky-Affäre, also das Jahr des präsidentiellen Blowjobs, in dem Amerika mit Entsetzen feststellte, inwieweit gewisse Verwöhndienste bereits Einzug in die höchsten Sphären des Landes gehalten hatten, und in dem unser ehrenwerter Präsident Clinton sich zu einer reumütigen Ansprache an die gesamte Nation genötigt sah, weil er sich von einer aufopferungsvollen Praktikantin sein kostbarstes Stück hatte lutschen lassen. Wenngleich nur eine Bagatelle, war die Affäre in aller Munde: Auf dem Campus gab es kein anderes Thema, und wir fragten uns spitzlippig, wie es wohl mit unserem guten Präsidenten weitergehen würde.

An einem Donnerstagmorgen Ende Oktober eröffnete Harry Quebert seine Vorlesung folgendermaßen: »Meine Damen und Herren, wir sind alle sehr erregt über das, was sich derzeit in Washington abspielt, nicht wahr? Die Lewinsky-Affäre ... Stellen Sie sich vor: Seit

George Washington sind in der gesamten Geschichte der Vereinigten Staaten lediglich zwei Gründe verzeichnet, die bei einem Präsidenten zu einem vorzeitigen Ende seiner Amtszeit geführt haben. Entweder er war ein notorischer Lump wie Richard Nixon, oder er ist gestorben. Bis zum heutigen Tag endete die Amtszeit von insgesamt neun Präsidenten aus einem der beiden Gründe: Nixon ist zurückgetreten, die anderen acht sind gestorben, die Hälfte davon eines gewaltsamen Todes. Doch jetzt könnte diese Liste um einen dritten Grund erweitert werden: die Fellatio, auch Oralsex, Blowjob, Blasen oder Mundverkehr genannt. Und jeder muss sich fragen, ob unser mächtiger Präsident, wenn er die Hosen herunterlässt, immer noch unser mächtiger Präsident ist. Denn genau das ist es, wonach Amerika giert: nach Geschichten über Sex und Moral. Amerika ist das Paradies für Schniedel. Und Sie werden sehen: Schon in wenigen Jahren wird sich kein Mensch mehr daran erinnern, dass Mr Clinton unserer katastrophalen Wirtschaft wieder auf die Beine geholfen, souverän mit einer republikanischen Mehrheit im Senat regiert oder es hingekriegt hat, dass Rabin und Arafat einander die Hände schütteln. Dagegen werden sich alle an die Lewinsky-Affäre erinnern, denn Blowjobs, meine Damen und Herren, bleiben im Gedächtnis haften. Nun, unser Präsident lässt sich ab und zu gern am Hobel saugen. Na und? Er ist bestimmt nicht der Einzige. Wer im Saal mag das noch?»

Bei diesen Worten machte Harry eine Pause und ließ den Blick durch den Hörsaal schweifen. Tiefes Schweigen machte sich breit: Die meisten Studenten starrten auf ihre Schuhspitzen. Jared, der neben mir saß, schloss sogar die Augen, um Harrys Blick nicht zu begegnen. Nur ich hob die Hand. Ich saß in einer der hintersten Reihen. Harry zeigte mit dem Finger auf mich und sagte in meine Richtung: »Stehen Sie auf, junger Freund. Stehen Sie auf, damit wir Sie gut sehen können, und sagen Sie uns, was Sie auf dem Herzen haben.«

Stolz stieg ich auf meinen Stuhl. »Ich mag Blowjobs sehr, Herr Professor. Ich heiße Marcus Goldman, und ich lasse mir gern einen blasen. Genau wie unser Präsident.«

Harry nahm seine Lesebrille ab und sah mich belustigt an. Später

sollte er mir gestehen: »Als ich Sie an jenem Tag gesehen habe, Marcus, als ich diesen selbstbewussten, durchtrainierten Jungen da auf dem Stuhl habe stehen sehen, habe ich mir gedacht, Donnerwetter, was für ein Teufelskerl!« Aber jetzt fragte er mich einfach nur: »Sagen Sie uns, junger Mann: Lassen Sie sich gern von Jungs oder von Mädchen einen blasen?«

»Von Mädchen, Professor Quebert. Ich bin ein guter Heterosexueller und ein guter Amerikaner. Gott segne unseren Präsidenten, den Sex und Amerika.«

Die anderen, die bislang wie versteinert zugehört hatten, brachen in Gelächter aus und klatschten.

Harry schien hochofrenet. An meine Kommilitonen gerichtet, erklärte er: »Sehen Sie, von nun an werden alle diesen armen Jungen mit anderen Augen sehen. Sie werden sagen: Der da, das ist der Schweinepriester, der sich gern einen blasen lässt. Egal, ob er Talent hat oder andere Qualitäten, er wird für immer *Mr Blowjob* sein.« Er wandte sich erneut mir zu. »Mr Blowjob, würden Sie uns nun erklären, warum Sie uns diese intimen Details verraten haben, während Ihre Kommilitonen mehr Geschmack bewiesen und lieber geschwiegen haben?«

»Weil einem der Sex im Schniedelparadies zum Verhängnis werden, einen aber auch ganz nach oben bringen kann, Professor Quebert. Und nun, wo der ganze Hörsaal die Augen auf mich gerichtet hat, habe ich das Vergnügen, Ihnen allen mitzuteilen, dass ich erstklassige Kurzgeschichten für die Unizeitung schreibe, die nach dem Unterricht am Ausgang für läppische fünf Dollar pro Stück zum Verkauf steht.«

Nach dem Ende der Vorlesung stieß Harry an der Tür des Hörsaals zu mir. Die Kommilitonen hatten mir meinen Zeitungsvorrat regelrecht aus den Händen gerissen. Er kaufte mir das letzte Exemplar ab.

»Wie viel Stück haben Sie verkauft?«, wollte er wissen.

»Alle, die ich hatte, also fünfzig Stück. Und hundert sind bestellt und im Voraus bezahlt. Ich habe zwei Dollar pro Exemplar bezahlt und jedes für fünf weiterverkauft. Also habe ich soeben einen Gewinn von vierhundertfünfzig Dollar gemacht. Außerdem hat mir ein

Redaktionsmitglied gerade den Posten des Chefredakteurs angetragen. Der Typ hat gesagt, ich hätte für die Zeitung gewaltig die Werbetrömmel gerührt, so etwas hätte er noch nie erlebt. Ach ja, und bevor ich's vergesse: Etwa zehn Mädchen haben mir ihre Telefonnummern zugesteckt. Sie hatten recht: Wir leben im Schniedelparadies, und man muss das Beste daraus machen.«

Lächelnd streckte er mir die Hand hin. »Harry Quebert«, stellte er sich vor.

»Ich weiß, wer Sie sind, Sir. Ich bin Marcus Goldman. Mein Traum ist es, ein großer Schriftsteller wie Sie zu werden. Hoffentlich gefällt Ihnen meine Kurzgeschichte.«

Wir wechselten einen festen Händedruck, dann sagte er: »Lieber Marcus, Sie werden es ohne Frage weit bringen.«

Ehrlich gesagt, brachte ich es an diesem Tag nicht viel weiter als bis zum Büro von Dustin Pergal, dem Dekan der Literaturfakultät, der mich wutentbrannt zu sich bestellte.

»Junger Mann«, sagte er mit erregter Näselse Stimme und umklammerte dabei die Armlehnen seines Sessels. »Haben Sie heute im Auditorium Äußerungen pornografischer Natur von sich gegeben?«

»Pornografisch? Nein.«

»Haben Sie etwa nicht vor dreihundert Kommilitonen den Oralverkehr verherrlicht?«

»Ich habe über den Blowjob gesprochen, Sir, in der Tat.«

Er drehte die Augen zum Himmel. »Mr Goldman, geben Sie zu, die Wörter Gott, segnen, Sex, heterosexuell, homosexuell und Amerika in einem Atemzug gesagt zu haben?«

»Ich erinnere mich nicht mehr an den genauen Wortlaut, aber das könnte hinkommen.«

Er bemühte sich, ruhig zu bleiben, und sagte dann langsam und deutlich: »Mr Goldman, bitte erklären Sie mir, in welchem obszönen Satz alle diese Wörter gleichzeitig vorkommen können.«

»Oh, Sie können beruhigt sein, Herr Dekan, das war kein obszöner Satz. Es war ganz einfach nur ein Segensspruch auf Gott, Amerika, den Sex und sämtliche Praktiken, die damit zusammenhängen. Von vorne, von hinten, rechts, links und in alle anderen Richtungen,

wenn Sie wissen, was ich meine. Das amerikanische Volk liebt nämlich Segenssprüche. Das gehört zu unserer Kultur. Immer wenn wir zufrieden sind, segnen wir jemanden.«

Wieder drehte er die Augen zum Himmel. »Haben Sie anschließend am Ausgang des Hörsaals einen Schwarzverkauf der Universitätszeitung betrieben?«

»Allerdings, Sir. Aber das war ein Fall von höherer Gewalt, den ich Ihnen hiermit gerne erklären möchte. Sehen Sie, ich gebe mir große Mühe und schreibe Kurzgeschichten für die Zeitung, aber die Redaktion druckt sie immer nur auf den schlechten Seiten. Ich brauchte also ein bisschen Werbung, weil mich sonst niemand liest. Wozu schreiben, wenn einen niemand liest?«

»Ist diese Kurzgeschichte pornografischer Natur?«

»Nein, Sir.«

»Ich würde gerne einen Blick darauf werfen.«

»Aber gern. Das macht fünf Dollar.«

Jetzt ging Pergal in die Luft. »Mr Goldman! Ich glaube, Sie sind sich über den Ernst der Lage nicht im Klaren! Ihre Äußerungen haben die anderen schockiert! Einige Studenten haben sich beschwert! Diese Situation ist höchst unerfreulich für Sie, für mich, für uns alle! Angeblich haben Sie verkündet«, er las von einem Blatt ab, das vor ihm lag, »ich mag Blowjobs ... Ich bin ein guter Heterosexueller und ein guter Amerikaner. Gott segne unseren Präsidenten, den Sex und Amerika.« Was um Himmels willen sollte dieser Zirkus?«

»Es ist einfach nur die Wahrheit, Herr Dekan: Ich bin ein guter Heterosexueller und ein guter Amerikaner.«

»Das will ich gar nicht wissen! Ihre sexuelle Ausrichtung interessiert niemanden, Mr Goldman! Und was die abstoßenden Praktiken unterhalb Ihrer Gürtellinie betrifft, gehen die Ihre Kommilitonen überhaupt nichts an!«

»Aber ich habe doch nur auf Professor Queberts Fragen geantwortet.«

Bei diesen Worten blieb Pergal die Luft weg. »Was ... Was sagen Sie da? Auf Professor Queberts Fragen?«

»Ja. Er hat gefragt, wer sich gern einen blasen lässt, und als ich die

Hand gehoben habe, weil ich es unhöflich finde, nicht zu antworten, wenn man etwas gefragt wird, wollte er wissen, ob ich mir lieber von Jungs oder Mädchen einen blasen lasse. Das ist alles.«

»Professor Quebert hat Sie gefragt, ob Sie sich gern ...?«

»Genau. Wissen Sie, Herr Dekan, daran ist Präsident Clinton schuld. Was der Präsident macht, wollen eben alle machen.«

Pergal erhob sich und holte eine Mappe aus seinem Hängeordner. Er setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch und sah mir fest in die Augen. »Wer sind Sie, Mr Goldman? Erzählen Sie mir ein wenig von sich. Ich bin gespannt, woher Sie kommen.«

Ich erklärte ihm, dass ich Ende der 1970er-Jahre in Montclair, New Jersey, als Sohn einer Kaufhausangestellten und eines Ingenieurs zur Welt gekommen war. Mittelklassefamilie, brave Amerikaner. Einzelkind. Glückliche Kindheit und Jugend trotz einer überdurchschnittlichen Intelligenz. Highschool in Felton. *Der Fabelhafte*. Giants-Fan. Zahnsperre mit vierzehn. Ferien bei einer Tante in Ohio, Großeltern in Florida, wegen der Sonne und der Orangen. Alles stinknormal. Keine Allergien, keine auffälligen oder nennenswerten Krankheiten. Lebensmittelvergiftung nach dem Verzehr von Hühnerfleisch im Alter von acht Jahren bei einem Pfadfindercamp. Mag Hunde, aber keine Katzen. Praktizierte Sportarten: Hockey, Joggen und Boxen. Ziel: ein berühmter Schriftsteller werden. Nichtraucher, weil Rauchen Lungenkrebs hervorruft und man morgens beim Aufwachen stinkt. Alkoholgenuss in Maßen. Lieblingsgerichte: Steak und Käsemakkaroni. Gelegentlicher Verzehr von Meeresfrüchten, hauptsächlich bei Joe's Stone Crab in Florida, obwohl meine Mutter behauptete, das bringe aufgrund unserer *Zugehörigkeit* Unglück.

Pergal hörte sich meinen Lebenslauf an, ohne mit der Wimper zu zucken. Als ich geendet hatte, sagte er schlicht: »Mr Goldman, hören Sie auf, mich für dumm zu verkaufen. Ich habe mir Ihre Schulakte angesehen. Und ich habe ein paar Telefonate geführt und mit dem Schulleiter der Felton Highschool gesprochen. Er hat mir gesagt, dass Sie ein außergewöhnlicher Schüler waren und auf die größten Universitäten hätten gehen können. Also sagen Sie mir: Was tun Sie hier?«

»Wie bitte, Herr Dekan?«

»Mr Goldman: Wer entscheidet sich schon für Burrows, wenn er nach Harvard oder Yale gehen kann?«

Mein glanzvoller Auftritt im Hörsaal sollte mein Leben von Grund auf verändern, auch wenn er mich um Haaresbreite meinen Studienplatz in Burrows gekostet hätte. Pergal beendete unsere Unterredung vorerst mit den Worten, er müsse über mein weiteres Schicksal nachdenken, doch am Ende blieb der Vorfall für mich ohne Konsequenzen. Erst Jahre später erfuhr ich, dass Pergal, der überzeugt war, dass ein Student, der einmal Probleme machte, immer Probleme machen würde, mich hatte hinauswerfen wollen und Harry sich für mein Verbleiben in Burrows starkgemacht hatte.

Am Tag nach dem denkwürdigen Ereignis wurde ich mit großer Mehrheit dazu berufen, bei der Unizeitung die Zügel in die Hand zu nehmen und ihr eine neue Dynamik zu verpassen. Ganz *Der Fabelhafte*, beschloss ich, dass diese neue Dynamik darin bestehen sollte, nicht länger die Werke von Reinhartz zu veröffentlichen, sondern mir die Titelseite von jeder Ausgabe zuzuschlagen. Und dann kam es am darauffolgenden Montag zufällig zu einer Begegnung mit Harry im Boxraum des Colleges, den ich seit meiner Ankunft fleißig frequentierte. Allerdings war es das erste Mal, dass ich Harry dort sah. Der Raum wurde sonst kaum genutzt: In Burrows boxte niemand. Der Einzige, der sich außer mir regelmäßig sehen ließ, war Jared, den ich dazu hatte überreden können, jeden zweiten Montag ein paar Runden gegen mich zu boxen, weil ich einen Partner brauchte, vorzugsweise einen ganz schwachen, den ich mit Sicherheit besiegen konnte. Und so vermöbelte ich Jared im Vierzehntagesrhythmus mit einem gewissen Genuss: nämlich dem, für immer *Der Fabelhafte* zu bleiben.

An dem Montag, an dem Harry den Raum betrat, war ich gerade vor einem Spiegel damit beschäftigt, an meiner Deckungsposition zu arbeiten. Er trug seine Sportbekleidung mit derselben Eleganz wie seinen Zweireiher. Beim Hereinkommen grüßte er mich von Weitem und meinte nur: »Ich wusste gar nicht, dass Sie auch gern boxen, Mr Goldman.« Dann trainierte er an einem Sack in einer Ecke des Raums. Seine Bewegungen waren sehr gut, er war wach und schnell.

Ich brannte darauf, zu ihm zu gehen und ihn anzusprechen. Ich wollte ihm erzählen, wie ich nach seinem Unterricht zu Pergal zitiert worden war, wollte mit ihm über Blowjobs und Meinungsfreiheit reden, ihm sagen, dass ich der neue Chefredakteur der Unizeitung war und wie sehr ich ihn bewunderte. Aber ich war zu eingeschüchtert und traute mich nicht, das Wort an ihn zu richten.

Am nächsten Montag kam er wieder in den Boxraum und wurde Zeuge von Jareds halbmonatlicher Vermöbelung. Vom Rand des Rings aus sah er interessiert zu, wie ich meinen Kameraden nach allen Regeln der Kunst gnadenlos verdrosch. Nach dem Kampf sagte er zu mir, er halte mich für einen guten Boxer, er habe Lust, selbst wieder ernsthaft anzufangen, nicht zuletzt um in Form zu bleiben, und meine Tipps seien ihm willkommen. Er war über fünfzig, aber unter seinem weiten T-Shirt erahnte man seinen großen, kraftvollen Körper. Er bearbeitete geschickt die Boxbirne und hatte einen festen Stand, seine Beinarbeit war zwar ein wenig langsam, aber verlässlich, Deckung und Reaktion waren einwandfrei. Ich schlug ihm vor, für den Anfang ein wenig mit dem Sandsack zu trainieren, und dort verbrachten wir dann gemeinsam den Abend.

Von da an kam er jeden Montag. Ich wurde so etwas wie sein persönlicher Trainer. Bei den Boxübungen knüpften Harry und ich die ersten Bande. Oft unterhielten wir uns nach dem Training noch einen Moment, wenn wir auf den Holzbänken in der Garderobe saßen und den Schweiß trocknen ließen. Nach ein paar Wochen kam dann der gefürchtete Augenblick, als Harry zu einem Dreirunder gegen mich in den Ring steigen wollte. Selbstverständlich wagte ich es nicht, richtig zuzuschlagen. Er dagegen fackelte nicht lange, sondern verpasste mir ein paar knallende Rechte ans Kinn, die mich wiederholt auf die Matte beförderten. Lachend meinte er, es sei Jahre her, seit er das zum letzten Mal getan habe, und er habe vergessen, wie viel Spaß es mache. Nachdem er mich an dem Abend buchstäblich verprügelt und wie einen Schlappschwanz hatte aussehen lassen, schlug er vor, gemeinsam essen zu gehen. Ich führte ihn in eine Studentenklitsche in einer belebten Straße von Burrows, und dort fachsimpelten wir bei fetttriefenden Hamburgern über Literatur und Schriftstellerei.

»Sie sind ein guter Student«, sagte er. »Sie haben etwas drauf.«

»Danke. Haben Sie meine Kurzgeschichte gelesen?«

»Noch nicht.«

»Ich würde gerne wissen, was Sie davon halten.«

»Na gut, mein Freund, wenn es Sie glücklich macht, verspreche ich Ihnen, dass ich einen Blick darauf werfe und Ihnen sage, was ich darüber denke.«

»Und seien Sie streng!«, sagte ich.

»Versprochen.«

Er hatte *mein Freund* zu mir gesagt. Ich war außer mir vor Freude. Noch am selben Abend rief ich meine Eltern an, um sie auf den neuesten Stand zu bringen: Nach nur wenigen Monaten auf dem College aß ich bereits mit dem großen Harry Quebert zu Abend. Meine Mutter schnappte vor Glück fast über und rief anschließend halb New Jersey an, um allen zu erzählen, dass der großartige Marcus, ihr *fabelhafter* Marcus, bereits Kontakte zu den höchsten Kreisen der Literaturwelt geknüpft hatte. Marcus würde ein großer Schriftsteller werden, das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Am Montagabend nach dem Boxen essen zu gehen gehörte schon bald zum Ritual. Dies waren Augenblicke, die ich mir um nichts auf der Welt hätte entgehen lassen und die mich in dem Gefühl bestärkten, *Der Fabelhafte* zu sein. Ich genoss bei Harry Quebert eine Sonderstellung: Wenn ich mich donnerstags in seiner Vorlesung zu Wort meldete, speiste er mich nicht wie die anderen Studenten mit einem banalen *Mister* oder *Misses* ab, sondern sprach mich mit *Marcus* an.

Ein paar Monate später – es muss Januar oder Februar gewesen sein, auf jeden Fall kurz nach den Weihnachtsferien – hakte ich bei einem unserer montäglichen Abendessen nach, wie er meine Kurzgeschichte gefunden habe, denn er hatte sich immer noch nicht dazu geäußert.

Nach kurzem Zögern fragte er: »Wollen Sie das wirklich wissen, Marcus?«

»Auf jeden Fall. Und seien Sie kritisch. Ich bin hier, um etwas zu lernen.«

»Sie schreiben gut. Sie haben Talent.«

Ich wurde vor Freude rot. »Was noch?«, rief ich ungeduldig.

»Sie sind begabt, das lässt sich nicht leugnen.«

Ich war auf dem Gipfel des Glücks. »Gibt es etwas, was ich Ihrer Ansicht nach verbessern sollte?«

»Oh, aber sicher. Wissen Sie, Sie haben großes Potenzial, aber was ich gelesen habe, ist schlecht. Sehr schlecht, um ehrlich zu sein. Es taugt nichts. Das gilt übrigens auch für all Ihre anderen Texte in der Unizeitung, die ich gelesen habe. Es ist ein Verbrechen, Bäume zu fällen, damit so ein Geschmiere gedruckt werden kann. Wahrscheinlich gibt es gar nicht genügend Wälder für die vielen schlechten Schriftsteller in diesem Land. Da muss etwas passieren.«

Mir blieb das Herz stehen. Das war wie ein gewaltiger Keulenschlag. Es stellte sich heraus, dass Harry Quebert, der König der Literatur, vor allem der König der Mistkerle war.

»Sind Sie immer so?«, fragte ich scharf.

Er lächelte amüsiert und musterte mich mit seiner Paschamiene, als würde er den Moment auskosten.

»Wie denn?«, fragte er zurück.

»Unausstehlich.«

Er musste lachen. »Wissen Sie, Marcus, ich habe Sie durchschaut. Sie sind ein eingebildeter kleiner Schnösel im ersten Studienjahr, der Montclair für den Nabel der Welt hält. Die Europäer dachten im Mittelalter ganz ähnlich, bis sie sich mit dem Schiff aufmachten und feststellten, dass die meisten Zivilisationen jenseits der Meere höher entwickelt waren als sie, was sie mit riesigen Massakern zu vertuschen suchten. Damit möchte ich Folgendes sagen, Marcus: Sie haben was auf dem Kasten, aber wenn Sie den Hintern nicht hochkriegen, gehen Sie sang- und klanglos unter. Ihre Texte sind ganz gut, aber Sie müssen sie komplett überarbeiten: den Stil, die Sätze, das Konzept, die Ideen. Sie müssen sich selbst infrage stellen und sich mehr Mühe geben. Ihr Problem ist, dass Sie sich nicht genug reinhängen. Sie geben sich mit sehr wenig zufrieden und reihen die Wörter aneinander, ohne sie gründlich abzuwägen, und das merkt man. Sie halten sich für ein Genie, was? Sie täuschen sich. Ihre Texte sind hingepfuscht, und deshalb sind sie nichts wert. Die eigentliche Arbeit liegt noch vor Ihnen. Können Sie mir folgen?«

»Nicht ganz ...«

Ich war wütend: Wie konnte er es wagen, und wenn er hundertmal Quebert war? Wie konnte er es wagen, so mit jemandem zu reden, dem man den Beinamen *Der Fabelhafte* verliehen hatte?

Er fuhr fort: »Ich gebe Ihnen ein ganz einfaches Beispiel: Sie sind ein guter Boxer, so viel steht fest. Sie verstehen sich aufs Kämpfen. Aber sehen Sie sich doch mal an: Sie messen sich nur mit diesem armen Kerl, diesem Schmächtling, auf den Sie wie ein Besessener einschlagen, und zwar mit einer Selbstgefälligkeit, dass ich kotzen könnte. Sie messen sich nur mit ihm, weil Sie sicher sein können, dass Sie ihm überlegen sind. Das macht Sie zu einem Schwächling, Marcus. Einem Angsthasen. Einem Weichei. Einem Nada, einem Nichts, einem Blender, einem Schaumschläger. Sie sind ein Augenwischer. Und das Schlimmste ist: Sie geben sich damit zufrieden. Messen Sie sich mit einem echten Gegner! Bringen Sie den Mut auf! Beim Boxen kann man sich nicht in die eigene Tasche lügen. In den Ring zu steigen ist eine sehr verlässliche Methode, um herauszufinden, wie viel man taugt: Entweder man macht den Gegner platt, oder man wird plattgemacht, aber man kann sich nichts vormachen, nicht sich selbst und auch nicht den anderen. Sie aber richten es immer so ein, dass Sie sich drücken können. Sie sind das, was man einen Hochstapler nennt. Wissen Sie, warum die Zeitung Ihre Texte ganz hinten gedruckt hat? Weil sie schlecht waren. So einfach ist das. Und warum hat Reinhartz sämtliche Lorbeeren eingeheimst? Weil seine sehr gut waren. Das hätte Sie motivieren sollen, sich nach der Decke zu strecken, sich wie ein Verrückter dahinterzuklemmen und einen großartigen Text zu schreiben, aber es war ja so viel einfacher, Ihren kleinen Staatsstreich zu inszenieren, Reinhartz abzusägen und Ihre Texte selbst zu verlegen, anstatt sich selbst infrage zu stellen. Lassen Sie mich raten, Marcus: So machen Sie das schon Ihr ganzes Leben, oder täusche ich mich?«

Stinksauer beehrte ich auf: »Sie haben keine Ahnung, Harry! Ich war auf der Highschool sehr beliebt! Ich war *Der Fabelhafte*!«

»Schauen Sie sich doch an, Marcus: Sie trauen sich nicht zu fallen. Sie haben Angst vor dem Absturz. Und genau deshalb werden Sie, wenn Sie das nicht ändern, ein hohler, nichtssagender Mensch werden. Wie kann man leben, wenn man nicht fallen kann? Sehen Sie

sich doch an, verdammt noch mal, und fragen Sie sich, was Sie in Burrows verloren haben! Ich habe Ihre Schulakte gesehen! Ich habe mit Pergal gesprochen! Er stand kurz davor, Sie vor die Tür zu setzen, Sie kleines Genie! Sie hätten nach Harvard, Yale, ja, in die ganze *Poison Ivy League* gehen können, wenn Sie gewollt hätten, aber nein, Sie mussten unbedingt hierherkommen, weil Sie nicht den Mumm haben, sich mit echten Gegnern auseinanderzusetzen. Ich habe auch in Felton angerufen und mit dem Schulleiter gesprochen, diesem armen Mann, den Sie total hinters Licht geführt haben, und er hat mir mit tränenerstickter Stimme vom *Fabelhaften* erzählt. Als Sie sich für Burrows entschieden haben, Marcus, da wussten Sie, dass Sie hier der Unbesiegbare würden sein können, den Sie sich zusammengestastet hatten, dieser Mensch, der es mit dem wahren Leben nicht wirklich aufnehmen kann. Sie wussten von vornherein, dass Sie hier nicht Gefahr laufen, vom Sockel gestoßen zu werden. Denn ich glaube, das ist Ihr Problem: Sie haben noch nicht begriffen, wie wichtig es ist, fallen zu können. Und genau das wird Ihnen zum Verhängnis werden, wenn Sie sich nicht zusammenreißen.«

Mit diesen Worten kritzelte er eine Adresse in Lowell, Massachusetts, was eine Autostunde entfernt lag, auf eine Serviette. Er erklärte mir, dass es sich um einen Boxclub handelt, in dem jeden Donnerstag offene Kämpfe im Ring organisiert wurden. Dann ging er und ließ mich mit der Rechnung sitzen.

Am darauffolgenden Montag kam Quebert nicht zum Boxen und auch am nächsten nicht. Im Hörsaal redete er mich mit *Mister* an und gab sich herablassend. Irgendwann beschloss ich, ihn nach einer seiner Vorlesungen anzusprechen. »Sie kommen nicht mehr in den Boxraum?«, fragte ich.

»Ich mag Sie, Marcus, aber wie schon gesagt: Ich halte Sie für eine Memme und einen Gernegroß, und meine Zeit ist mir zu kostbar, um sie mit Ihnen zu vergeuden. Sie haben in Burrows nichts verloren, und ich wüsste nicht, warum ich mich noch mit Ihnen abgeben sollte.«

Wütend lieh ich mir am darauffolgenden Donnerstag Jareds Auto und fuhr zu dem Boxcenter, das Harry mir aufgeschrieben hatte. Es handelte sich um eine riesige Halle mitten in einem Gewerbegebiet.

Ein furchterregender, mit Menschen vollgepackter Ort, der nach Schweiß und Blut roch. Im Haupttring tobte gerade ein selten brutaler Kampf, und die vielen Zuschauer, die an den Seilen hingen, brüllten wie Tiere. Ich hatte Angst. Ich wollte mich schon wieder verdrücken und mich geschlagen geben, aber dazu kam ich nicht mehr: Ein schwarzer Riese, dem Vernehmen nach der Besitzer des Boxclubs, baute sich vor mir auf. »Willst du boxen, *whitey*?«, fragte er. Ich bejahte, und er schickte mich zum Umziehen. Eine Viertelstunde später stand ich ihm im Ring zu einem Kampf über zwei Runden gegenüber.

Mein Leben lang vergesse ich die Abreibung nicht, die er mir an diesem Abend verpasste: Ich dachte, ich würde sterben. Unter dem Gefeiße und Gejohle des Publikums, das begeistert zusah, wie sich ein netter kleiner Student und Grünschnabel aus Montclair die Fresse polieren ließ, metzelte er mich buchstäblich nieder. Immerhin gelang es mir meine Ehre zu retten, indem ich irgendwie bis zum Ende der regulären Kampfzeit durchhielt und – das war eine Frage des Stolzes – den Schlussgong abwartete, bevor ich k.o. auf der Matte zusammenbrach. Als ich total benommen, aber dem Himmel dankend, dass ich nicht tot war, die Augen wieder aufschlug, sah ich Harry, der sich mit einem feuchten Schwamm in der Hand über mich beugte.

»Harry? Was machen Sie hier?«

Er tupfte mir das Gesicht ab und lächelte. »Mein kleiner Marcus, Sie haben vielleicht Mumm! Der Kerl wiegt bestimmt dreißig Kilo mehr als Sie. Sie haben einen großartigen Kampf abgeliefert. Ich bin sehr stolz auf Sie.«

Ich versuchte mich aufzurichten, aber er hielt mich zurück.

»Rühren Sie sich lieber nicht. Ich glaube, Ihre Nase ist gebrochen. Sie sind in Ordnung, Marcus. Ich habe es immer geahnt, und jetzt haben Sie es mir bewiesen. Mit diesem Kampf haben Sie mir gezeigt, dass die Hoffnungen, die ich seit unserer ersten Begegnung in Sie gesetzt habe, begründet sind. Sie haben gerade bewiesen, dass Sie es mit sich selbst aufnehmen und über sich hinauswachsen können. Nun können wir Freunde werden. Eines wollte ich Ihnen aber noch sagen: Sie sind der klügste Kopf, der mir in den letzten Jahren begeg-

net ist, und es steht außer Frage, dass Sie ein erfolgreicher Schriftsteller werden können. Ich helfe Ihnen dabei.«

Nach der legendären Abreibung von Lowell fing unsere Freundschaft also erst richtig an, und aus Harry Quebert, tagsüber mein Literaturprofessor, wurde schlicht und einfach Harry, mein Boxpartner an Montagabenden, mein Freund und Lehrmeister an freien Nachmittagen, an denen er mir beibrachte, wie man schrieb, letzteres in der Regel samstags. Wir trafen uns dann in einem Diner in der Nähe des Campus, setzten uns an einen großen Tisch, auf dem wir uns mit unseren Büchern und Blättern ausbreiten konnten, und dann las er meine Texte, erteilte mir Ratschläge und hielt mich dazu an, meine Sätze immer wieder zu überarbeiten und neu zu überdenken. »Ein Text ist nie gut«, erklärte er. »Es gibt einfach nur den Punkt, wo er nicht mehr so schlecht ist wie vorher.« Zwischen unseren Treffen saß ich stundenlang in meinem Zimmer und feilte an dem, was ich geschrieben hatte. Ich, der ich bisher mit einer gewissen Leichtigkeit durchs Leben gesehelt war und mich immer darauf verstanden hatte, anderen etwas vorzugaukeln, bekam plötzlich Gegenwind, und zwar massiven in Gestalt von Harry Quebert, der mich als Erster und Einziger dazu gebracht hatte, mich mir selbst zu stellen.

Harry gab sich nicht damit zufrieden, mir das Schreiben beizubringen. Er lehrte mich auch, mich geistig zu öffnen. Er ging mit mir ins Theater, in Ausstellungen, ins Kino. Auch in die Symphony Hall in Boston. Eine schön gesungene Arie, sagte er, könne ihn zum Weinen bringen. Er fand, dass wir beide uns sehr ähnlich waren, und erzählte mir oft aus seinem Leben als Autor. Er sagte, das Schreiben habe sein Leben verändert; das sei Mitte der 1970er-Jahre gewesen. Ich erinnere mich noch, wie er mir eines Tages, als wir in die Nähe von Teenethridge fuhren, um uns einen Pensionistenchor anzuhören, die hintersten Winkel seines Gedächtnisses zugänglich machte. Er war 1941 in Benton, New Jersey, als einziges Kind einer Sekretärin und eines Arztes zur Welt gekommen. Ich hatte den Eindruck, dass er ein rundum glückliches Kind gewesen war und es über seine

Jugendjahre nichts Besonderes zu berichten gab. In meinen Augen begann seine Geschichte erst dann wirklich, als er nach dem Literaturstudium an der Universität von New York eine Stelle als Literaturlehrer an einer Highschool in Queens antrat. Im Klassenzimmer fühlte er sich von Anfang an eingeengt, und er hatte nur einen einzigen Wunsch, den er schon immer gehegt hatte: Er wollte schreiben. 1972 veröffentlichte er seinen ersten Roman, von dem er sich viel erhoffte, doch der Erfolg war bescheiden. Daraufhin beschloss er, eine neue Etappe in Angriff zu nehmen. »Eines Tages«, erzählte er mir, »habe ich meine gesamten Ersparnisse von der Bank abgehoben und bin ins kalte Wasser gesprungen. Ich habe mir gesagt, dass es an der Zeit ist, ein verflixt gutes Buch zu schreiben, und mich auf die Suche nach einem Haus am Meer gemacht, in dem ich ein paar ruhige Monate verbringen und konzentriert arbeiten konnte. In Aurora wurde ich fündig. Ich wusste sofort, dass es das richtige Haus war. Ende Mai 1975 habe ich New York den Rücken gekehrt und bin nach New Hampshire gezogen, um nie wieder von dort wegzugehen. Das Buch, das ich dort in jenem Sommer geschrieben habe, hat mir die Türen zum Ruhm aufgestoßen. Ja, Marcus, in dem Jahr, in dem ich nach Aurora gezogen bin, habe ich *Der Ursprung des Übels* geschrieben. Von den Einkünften habe ich mir das Haus gekauft, und dort lebe ich noch heute. Die Lage ist spektakulär, Sie werden sehen. Sie müssen unbedingt einmal kommen ...«

Anfang Januar 2000 fuhr ich in den Weihnachtsferien zum ersten Mal nach Aurora. Damals kannten Harry und ich uns seit rund anderthalb Jahren. Ich weiß noch, dass ich Wein für ihn und Blumen für seine Frau mitbrachte. Als Harry den Riesenstrauß erblickte, sah er mich scheel an und sagte: »Blumen? Das ist aber interessant, Marcus! Haben Sie mir etwas zu beichten?«

»Die sind für Ihre Frau.«

»Für meine Frau? Ich bin nicht verheiratet.«

Da wurde mir bewusst, dass wir in all der Zeit, die wir miteinander verbracht hatten, nicht einmal über sein Privatleben gesprochen hatten. Es gab keine Mrs Harry Quebert. Es gab keine Familie Quebert. Es gab nur Quebert. Quebert ganz allein. Quebert, der sich zu Hause so sehr langweilte, dass er sich auf eine Freundschaft mit einem sei-

ner Studenten einließ. Das wurde nun erst recht beim Anblick seines Kühlschranks klar: Kurz nach meiner Ankunft hatten wir es uns im Wohnzimmer gemütlich gemacht, einem herrlichen Zimmer mit Bücherregalen und Holzvertäfelten Wänden, und Harry fragte mich, ob ich etwas trinken wolle.

»Limonade?«, bot er an.

»Gern.«

»Im Kühlschrank steht ein Krug. Ich habe sie extra für Sie gemacht. Bedienen Sie sich, und bringen Sie mir auch ein großes Glas mit. Danke.«

Ich kam der Aufforderung nach. Als ich den Kühlschrank öffnete, stellte ich fest, dass er leer war. Nur ein kümmerlicher Krug gewissenhaft zubereiteter Limonade, in der sternförmige Eiswürfel, Zitronenschalen und Minzblätter schwammen, stand darin. Der Kühlschrank eines Jungesellen.

»Ihr Kühlschrank ist leer, Harry«, sagte ich, als ich ins Wohnzimmer zurückkam.

»Oh, ich gehe gleich einkaufen. Sie müssen entschuldigen, ich bin es nicht gewohnt, Gäste zu empfangen.«

»Leben Sie allein hier?«

»Natürlich. Mit wem sollte ich schon hier wohnen?«

»Ich meine, haben Sie keine Familie?«

»Nein.«

»Weder Frau noch Kinder.«

»Nichts.«

»Auch keine Freundin?«

Er lächelte traurig. »Auch keine Freundin. Nichts.«

Dieser erste Besuch in Aurora machte mir klar, dass das Bild, das ich mir von Harry gemacht hatte, unvollständig war. Sein Haus am Meer war riesengroß, aber vollkommen leer. Harry L. Quebert, der Star der amerikanischen Literaturszene, der hoch geschätzte, von seinen Studenten vergötterte Professor, der charismatische, elegante, unnahbare Charmeur und Boxer, wurde einfach nur zu Harry, sobald er in dieser Kleinstadt von New Hampshire nach Hause kam, ein sich selbst überlassener, manchmal ein wenig trauriger Mann, der die langen Spaziergänge am Strand unterhalb seines Hauses liebte

und dem es am Herzen lag, den Möwen trockenes Brot hinzustreuen, das er in einer Blechschachtel mit den eingepprägten Worten *SOUVENIR AUS ROCKLAND, MAINE* aufbewahrte. Ich fragte mich, was wohl im Leben dieses Mannes vorgefallen war, dass es so weit mit ihm gekommen war.

Harrys Einsamkeit hätte mich nicht weiter beschäftigt, hätte unsere Freundschaft nicht die unvermeidlichen Gerüchte ausgelöst. Die anderen Studenten, denen nicht entgangen war, dass ich bei ihm einen Sonderstatus genoss, machten Andeutungen darüber, dass Harry und ich ein Schwulenpärchen wären. Da mir die Bemerkungen der Kommilitonen keine Ruhe ließen, stellte ich Harry eines Samstagmorgens zur Rede: »Harry, warum sind Sie immer so allein?«

Er nickte, und ich sah, dass seine Augen feucht wurden. »Sie wollen mit mir über die Liebe reden, Marcus, aber die Liebe ist kompliziert. Sogar sehr kompliziert. Sie ist das Außergewöhnlichste und zugleich Schlimmste, was einem widerfahren kann. Diese Erfahrung werden Sie irgendwann selbst machen. Die Liebe kann sehr schmerzhaft sein. Trotzdem dürfen Sie keine Angst haben, sich fallen zu lassen oder der Liebe zu verfallen, denn die Liebe ist auch etwas sehr Schönes. Aber wie alles Schöne blendet sie einen und tut in den Augen weh. Deshalb weint man oft, wenn es vorbei ist.«

Von diesem Tag an besuchte ich Harry regelmäßig in Aurora. Manchmal kam ich nur tagsüber aus Burrows, manchmal blieb ich über Nacht. Harry machte einen Schriftsteller aus mir, und ich tat alles, damit er sich weniger einsam fühlte. So pflegte ich in den folgenden Jahren bis zum Ende meines Studiums in Burrows Umgang mit dem Starautor Harry Quebert und verkehrte in Aurora mit dem einsamen Menschen Harry.

Im Sommer 2002 wurde mir nach vierjährigem Studium in Burrows das Literaturdiplom verliehen. Am Tag der Diplomfeier ging ich mit Harry ein paar Schritte über den Campus, nachdem ich im großen Hörsaal als Jahrgangsbester die Rede gehalten und meine aus Montclair samt Freunden angereiste Familie ergriffen festgestellt hatte, dass ich immer noch *Der Fabelhafte* war. Wir schlenderten unter den großen Platanen umher, und der Zufall führte uns zum Boxraum.

Die Sonne strahlte, es war ein prachtvoller Tag. Harry und ich drehen eine Abschiedsrunde zwischen den Boxsäcken und Ringen.

»Hier hat alles angefangen«, stellte Harry fest. »Was haben Sie jetzt vor?«

»Ich gehe nach New York, werde Schriftsteller und schreibe ein Buch. So, wie Sie es mir beigebracht haben. Ich schreibe einen großen Roman.«

Er lächelte. »Einen großen Roman? Schön langsam, Marcus, Sie haben noch das ganze Leben vor sich. Sie kommen mich doch ab und zu besuchen, oder?«

»Natürlich.«

»In Aurora ist immer Platz für Sie.«

»Ich weiß, Harry. Danke.«

Er fasste mich an den Schultern und betrachtete mich. »Seit unserer ersten Begegnung sind ein paar Jahre vergangen. Sie haben sich sehr verändert. Sie sind zum Mann geworden. Ich kann es kaum erwarten, Ihren ersten Roman zu lesen.«

Wir sahen uns lange an, dann fragte er: »Warum wollen Sie schreiben, Marcus?«

»Keine Ahnung.«

»Das ist keine Antwort. Warum schreiben Sie?«

»Weil es mir im Blut liegt ... Und weil es das Erste ist, woran ich morgens beim Aufstehen denke. Mehr fällt mir dazu nicht ein. Und Sie? Warum sind Sie Schriftsteller geworden, Harry?«

»Weil das Schreiben meinem Leben einen Sinn gegeben hat. Falls Sie es noch nicht bemerkt haben: Das Leben hat in der Regel keinen Sinn, es sei denn, Sie bemühen sich, ihm einen zu verleihen, und kämpfen jeden von Gott geschenkten Tag darum. Sie haben Talent, Marcus. Geben Sie Ihrem Leben einen Sinn, lassen Sie sich den Wind des Erfolgs um die Nase wehen. Schriftsteller sein heißt leben.«

»Und wenn ich es nicht schaffe?«

»Sie werden es schaffen. Es wird nicht leicht sein, aber Sie werden es schaffen. An dem Tag, an dem das Schreiben Ihrem Leben einen Sinn gibt, sind Sie ein echter Schriftsteller. Und haben Sie bis dahin bloß keine Angst zu fallen.«

Und es war der Roman, den ich in den beiden darauffolgenden Jahren schrieb, der mich nach ganz oben brachte. Mehrere Verlage rissen sich um das Manuskript, und im Jahr 2005 unterzeichnete ich schließlich gegen ein stattliches Sümmchen einen Vertrag mit dem angesehenen New Yorker Verlag Schmid & Hanson, dessen mächtiger Direktor Roy Barnaski, ganz der weitsichtige Geschäftsmann, mich gleich einen Vertrag über fünf Werke unterschreiben ließ. Das Buch wurde sofort nach seiner Veröffentlichung im Herbst 2006 enorm erfolgreich. *Der Fabelhafte* von der Felton Highschool war nun ein erfolgreicher Romanschriftsteller, mein Leben veränderte sich auf einen Schlag: Ich war achtundzwanzig, reich, berühmt und begabt. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass Harrys Lektion erst jetzt richtig begann.

Dort, wo man Hortensien pflanzen wollte

»Harry, irgendwie bin ich mir nicht sicher, ob das, was ich gerade schreibe, gut ist, ob es etwas taugt ...«

»Ziehen Sie Ihre Shorts an, Marcus, und gehen Sie joggen.«

»Jetzt? Aber es regnet in Strömen!«

»Ersparen Sie mir Ihr Gegreine, Sie kleine Mimose. Regen hat noch keinen umgebracht. Wenn Sie nicht den Mut haben, im Regen laufen zu gehen, werden Sie auch nicht den Mut haben, ein Buch zu schreiben.«

»Ist das auch einer von Ihren berühmten Ratschlägen?«

»Ja, und zwar einer, der sich an alle Persönlichkeiten richtet, die in Ihnen stecken: an den Mann, den Boxer und den Schriftsteller. Wenn Sie irgendwann Zweifel an dem haben, was Sie gerade tun, gehen Sie joggen. Laufen Sie bis zur Besinnungslosigkeit. Dann werden Sie spüren, wie eine wütende Entschlossenheit in Ihnen aufsteigt. Wissen Sie, Marcus, ich habe den Regen früher auch nicht ausstehen können ...«

»Was hat Sie dazu gebracht, Ihre Meinung zu ändern?«

»Ein Mensch.«

»Wer?«

»Na los, gehen Sie laufen! Und kommen Sie erst wieder, wenn Sie fix und fertig sind.«

»Wie soll ich etwas lernen, wenn Sie mir nie etwas erzählen?«

»Sie fragen zu viel, Marcus. Viel Spaß beim Joggen!«

Er war ein bulliger Kerl und wirkte nicht sehr umgänglich: ein Afroamerikaner mit Händen wie Fleischklopfer, dessen zu enger Blazer den kräftigen, untersetzten Körperbau verriet. Als ich ihn zum ersten Mal sah, richtete er einen Revolver auf mich. Übrigens war er der Erste, der mich jemals mit einer Waffe bedrohte. Er trat am 18. Juni 2008 in mein Leben. Das war der Tag, an dem ich ernsthafte Ermittlungen in den Mordfällen Nola Kellergan und Deborah Cooper aufnahm. An diesem Morgen, knapp achtundvierzig Stunden nach meiner Ankunft in Goose Cove, beschloss ich, dass es Zeit war, mir das gähnende Loch vorzunehmen, das man zwanzig Meter vom Haus entfernt gegraben hatte und das ich mir bislang nur aus der Entfernung angesehen hatte. Ich schlüpfte also unter der Polizeiabsperrung hindurch und inspizierte ausgiebig das Terrain, das ich so gut kannte. Goose Cove lag eingebettet zwischen Strand und Küstenwald, und weder Zäune noch Verbotsschilder grenzten das Grundstück ab. Es war also frei zugänglich, und nicht selten sah man Spaziergänger am Strand entlang oder durch den nahen Wald gehen. Das Loch befand sich auf einem zwischen Terrasse und Wald gelegenen Rasenstück hoch über dem Meer. Als ich nun davorstand, schwirrten mir tausend Fragen durch den Kopf, allen voran die, wie viele Stunden ich wohl auf dieser Terrasse und in Harrys Arbeitszimmer verbracht hatte, während die Leiche dieses Mädchens hier unter der Erde ruhte. Ich machte mit dem Handy ein paar Fotos und sogar einige Videoaufnahmen und versuchte mir den verwesenen Körper vorzustellen, den

die Polizei gefunden haben musste. Ich stand so unter dem Bann des Tatorts, dass ich die bedrohliche Gestalt hinter mir nicht bemerkte. Erst als ich mich umdrehte, um den Abstand zur Terrasse zu filmen, entdeckte ich den Mann, der ein paar Meter hinter mir stand und einen Revolver auf mich richtete. Ich schrie: »Nicht schießen! Verdammt, nicht schießen! Ich bin Marcus Goldman, der Schriftsteller!«

Sofort ließ er die Waffe sinken. »Sie sind Marcus Goldman?«

Er schob den Revolver in ein Halfter an seinem Gürtel, und dabei sah ich, dass er eine Dienstmarke trug.

»Sie sind Polizist?«, fragte ich.

»Sergeant Perry Gahalowood. Mordkommission der State Police. Was haben Sie hier zu suchen? Das hier ist ein Tatort.«

»Machen Sie das öfter, ich meine, mit Ihrer Kanone auf andere Menschen zielen? Was, wenn ich von der Federal Police wäre? Dann würden Sie jetzt blöd aus der Wäsche schauen! Ich würde Sie auf der Stelle feuern lassen.«

Er lachte schallend. »Sie? Ein Bulle? Seit zehn Minuten beobachte ich Sie, wie Sie auf Zehenspitzen herumtrippeln, um Ihre Mokassins nicht schmutzig zu machen. Außerdem fangen Beamte von der Federal Police nicht an zu schreien, wenn sie eine Waffe sehen, sondern ziehen ihre eigene und schießen auf alles, was sich bewegt.«

»Ich habe Sie für einen Gangster gehalten.«

»Weil ich schwarz bin?«

»Nein, weil Sie eine Gangstervisage haben. Ist das eine Indianerkrawatte?«

»Ja.«

»Völlig aus der Mode.«

»Sagen Sie mir jetzt, was Sie hier zu suchen haben?«

»Ich wohne hier.«

»Was soll das heißen?«

»Ich bin ein Freund von Harry Quebert. Er hat mich gebeten, mich in seiner Abwesenheit um das Haus zu kümmern.«

»Sie sind ja total verrückt! Harry Quebert ist des zweifachen Mordes angeklagt, sein Haus wurde durchsucht, und der Zutritt ist verboten. Ich loche Sie ein, mein Guter.«

»Sie haben das Haus nicht versiegelt.«

Im ersten Augenblick war er perplex, dann erwiderte er: »Ich habe nicht damit gerechnet, dass ein Sonntagsschreiber das Haus besetzt.«

»Rechnen sollte man aber können, sogar als Polizist.«

»Ich werde Sie trotzdem einbuchten.«

»Juristisches Vakuum!«, rief ich. »Keine Siegel, kein Verbot! Ich bleibe hier. Sonst zerre ich Sie bis vor den Obersten Gerichtshof und verklage Sie, weil Sie mich mit Ihrer Kanone bedroht haben. Und ich verlange Schadenersatz in Millionenhöhe. Ich habe alles gefilmt.«

»Das ist auf Roths Mist gewachsen, was?«, fragte Gahalowood seufzend.

»Stimmt.«

»Pfff, dieser Teufel! Der würde seine eigene Mutter auf den elektrischen Stuhl schicken, wenn er dadurch einen Klienten entlasten könnte.«

»Trotzdem, juristisches Vakuum, Sergeant. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel.«

»Doch. Aber das Haus interessiert uns sowieso nicht mehr. Trotzdem verbiete ich Ihnen, noch mal die Polizeiabsperrung zu übertreten. Können Sie nicht lesen? Da steht *TATORT – NICHT BETRETEN*.«

Mittlerweile hatte ich wieder Oberwasser. Ich klopfte mein Hemd ab und machte ein paar Schritte auf das Loch zu.

»Stellen Sie sich vor, Sergeant, ich ermittle ebenfalls«, erklärte ich gravitatisch. »Sagen Sie mir lieber, was Sie über den Fall wissen.«

Wieder prustete er los. »Ich glaube, ich träume: Sie ermitteln? Hört, hört! Sie schulden mir übrigens fünfzehn Dollar.«

»Fünfzehn Dollar? Wieso?«

»So viel hat mich Ihr Buch gekostet. Ich habe es letztes Jahr gelesen. Ein ganz schlechtes Buch, wohl das schlechteste, das ich in meinem ganzen Leben gelesen habe. Ich hätte gern eine Erstattung.«

Ich sah ihm fest in die Augen und sagte: »Sie können mich mal, Sergeant.«

Und da ich weiterging, ohne zu schauen, wo ich hintrat, fiel ich ins Loch. Wieder stieß ich einen Schrei aus, weil ich mich jetzt genau dort befand, wo die tote Nola gelegen hatte.

»Ich fasse es nicht!«, rief Gahalowood vom Erdhaufen herunter.

Er streckte mir die Hand hin und half mir beim Herausklettern. Wir setzten uns auf die Terrasse, und ich gab ihm sein Geld. Ich hatte aber nur einen Fünfiger.

»Können Sie rausgeben?«, fragte ich.

»Nein.«

»Dann behalten Sie den Rest.«

»Danke, Schriftsteller.«

»Ich bin kein Schriftsteller mehr.«

Obwohl Sergeant Gahalowood offensichtlich ein unwirscher Zeitgenosse und obendrein ein Sturkopf war, erzählte er mir auf meine dringliche Bitte hin, dass er am Tag des Funds Bereitschaft gehabt hatte und als einer der Ersten an der Grube gewesen war. »Es lagen menschliche Überreste und eine Ledertasche darin. In die Innenseite der Tasche war der Name *Nola Kellergan* eingeprägt. Ich habe sie geöffnet und darin ein relativ gut erhaltenes Manuskript gefunden. Ich vermute, durch das Leder wurde das Papier konserviert.«

»Woher wussten Sie, dass das Manuskript von Harry Quebert war?«

»Das wusste ich nicht gleich. Ich habe es ihm im Verhörraum gezeigt, und er hat es sofort wiedererkannt. Natürlich habe ich den Text anschließend überprüft. Er stimmte Wort für Wort mit seinem Buch *Der Ursprung des Übels* überein, das 1976 veröffentlicht worden ist, nicht mal ein Jahr nach dieser Tragödie. Seltsamer Zufall, was?«

»Nur weil er ein Buch für Nola geschrieben hat, ist das noch lange kein Beweis, dass er sie getötet hat. Er hat gesagt, dass das Manuskript verschwunden war und Nola seine Texte manchmal mitgenommen hat.«

»Die Leiche der Kleinen wurde in seinem Garten gefunden! Mit dem Manuskript seines Buchs! Bringen Sie mir den Beweis für seine Unschuld, Schriftsteller, dann ändere ich vielleicht meine Meinung.«

»Ich würde das Manuskript gern sehen.«

»Ausgeschlossen. Es ist ein Beweisstück.«

»Aber ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich ebenfalls ermittle«, insistierte ich.

»Ihre Ermittlungen interessieren mich nicht, Schriftsteller. Sie erhalten Zugang zur Akte, nachdem Quebert der Grand Jury vorgeführt worden ist.«

Ich wollte ihm beweisen, dass ich kein Amateur war und auch etwas von der Sache verstand. »Ich habe mit Travis Dawn, dem jetzigen Polizeichef von Aurora, gesprochen. Offenbar gab es zum Zeitpunkt von Nolas Verschwinden eine heiße Spur, und zwar den Fahrer eines schwarzen Chevrolet Monte Carlo.«

»Das ist mir bekannt«, versetzte Gahalowood. »Und dreimal dürfen Sie raten, wer damals genau so einen Wagen besaß: Harry Quebert.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil ich den damaligen Polizeibericht gelesen habe.«

Ich dachte kurz nach, dann sagte ich: »Eine Minute noch, Sergeant. Wenn Sie so schlau sind, erklären Sie mir doch, warum Harry an der Stelle, wo er Nola angeblich verscharrt hatte, Blumen hätte pflanzen lassen sollen.«

»Weil er davon ausging, dass die Gärtner nicht so tief graben würden.«

»Das ist doch absurd, und das wissen Sie auch. Harry hat Nola Kellergan nicht getötet.«

»Wieso sind Sie sich da so sicher?«

»Er hat sie geliebt.«

»Das sagen sie alle, wenn man ihnen den Prozess macht: ›Ich habe sie zu sehr geliebt, darum musste ich sie töten.‹ Wer liebt, tötet nicht.« Mit diesen Worten stand Gahalowood von seinem Stuhl auf, um mir klarzumachen, dass er mir nichts mehr zu sagen hatte.

»Sie gehen schon, Sergeant? Aber unsere Ermittlungen haben doch gerade erst begonnen.«

»Unsere? Sie meinen meine.«

»Wann sehen wir uns wieder?«

»Nie, Schriftsteller. Nie.«

Er ging ohne jeden weiteren Gruß.

Auch wenn mich dieser Gahalowood nicht ernst nahm – Travis Dawn tat es durchaus, als ich ihn wenig später auf dem Polizeire-

vier von Aurora aufsuchte und ihm die anonyme Botschaft zeigte, die ich am Vorabend entdeckt hatte. »Das hier habe ich in Goose Cove gefunden«, sagte ich und legte ihm den Zettel auf den Schreibtisch.

Er las ihn. »*Fahr nach Hause, Goldman?* Von wann ist das?«

»Von gestern Abend. Ich war am Strand spazieren. Als ich zurückkam, steckte diese Nachricht in der Haustür.«

»Ich nehme an, du hast nichts Auffälliges bemerkt ...«

»Nein, nichts.«

»War es das erste Mal?«

»Ja. Aber ich bin ja auch erst seit zwei Tagen hier.«

»Ich werde eine Anzeige aufnehmen, damit die Sache aktenkundig ist. Du solltest vorsichtig sein, Marcus.«

»Du hörst dich an wie meine Mutter.«

»Nein, im Ernst. Du darfst bei dieser ganzen Geschichte die emotionale Seite nicht unterschätzen. Kann ich diesen Brief behalten?«

»Er gehört dir.«

»Danke. Was kann ich sonst noch für dich tun? Ich gehe davon aus, dass du nicht nur gekommen bist, um mit mir über dieses Stück Papier zu reden.«

»Ich möchte dich bitten, mit mir nach Side Creek zu fahren, wenn du Zeit hast. Ich möchte gern den Ort sehen, an dem alles passiert ist.«

Travis erklärte sich nicht nur bereit, mit mir nach Side Creek zu fahren, sondern ermöglichte mir außerdem eine Zeitreise, die mich dreiunddreißig Jahre zurück in die Vergangenheit führte. Wir fuhren mit seinem Dienstwagen haargenau die Strecke ab, die er zurückgelegt hatte, nachdem er Deborah Coopers ersten Anruf entgegengenommen hatte. Von Aurora kommend, folgten wir der Route 1 an der Küste entlang in Richtung Maine, kamen an Goose Cove vorbei und gelangten ein paar Meilen später an den Waldrand bei Side Creek und zur Kreuzung mit der Side Creek Lane, an deren Ende Deborah Cooper gewohnt hatte. Travis bog ab, und kurz darauf standen wir vor ihrem Haus, einem hübschen, von Wald umgebenen und dem Meer zugewandten Holzbau. Ein wunderschöner, aber gottverlassener Ort.

»Hier hat sich nichts verändert«, meinte Travis, als wir ums Haus gingen. »Nur der Anstrich ist neu, er ist ein klein wenig heller als der alte. Sonst ist alles genau wie damals.«

»Wer wohnt jetzt hier?«

»Ein Ehepaar aus Boston, das hier die Sommermonate verbringt. Sie kommen im Juli und fahren Ende August wieder ab. Die übrige Zeit steht es leer.«

Er zeigte mir die Hintertür, die zur Küche führte, und sagte: »Als ich Deborah Cooper zum letzten Mal lebend gesehen habe, hat sie vor dieser Tür gestanden. Chief Pratt war gerade eingetroffen. Er hat zu ihr gesagt, dass sie lieber im Haus bleiben und sich keine Sorgen machen solle, und dann sind wir losgezogen, um den Wald abzusuchen. Wer hätte ahnen können, dass sie zwanzig Minuten später durch einen Schuss in die Brust umgebracht würde?«

Travis steuerte auf den Wald zu. Ich begriff, dass er demselben Weg folgte, den er dreiunddreißig Jahre zuvor mit Chief Pratt eingeschlagen hatte.

»Was ist eigentlich aus Chief Pratt geworden?«, fragte ich und heftete mich an seine Fersen.

»Er ist im Ruhestand. Er wohnt immer noch in Aurora, im Mountain Drive. Du bist ihm bestimmt schon über den Weg gelaufen. Ein eher stämmiger Typ, der ständig und überall Golfhosen trägt.«

Wir schlugen uns zwischen den Baumreihen durch. Trotz des dichten Bestands war weiter vorn, etwas tiefer gelegen, der Strand zu erkennen. Nach einem gut viertelstündigen Fußmarsch blieb Travis abrupt an drei kerzengeraden Kiefern stehen.

»Hier war es«, verkündete er.

»Hier war *was*?«

»Hier haben wir das Blut, die blonden Haarbüschel und einen roten Stoffetzen gefunden. Es war grauenhaft. Ich werde diese Stelle immer wiedererkennen. Mittlerweile ist zwar mehr Moos auf den Steinen, und die Bäume sind größer, aber für mich hat sie sich nicht verändert.«

»Was habt ihr dann gemacht?«

»Wir haben begriffen, dass die Sache ernst ist, aber uns blieb keine Zeit, uns hier länger aufzuhalten, weil plötzlich dieser Schuss

knallte. Es war verrückt, aber wir hatten es nicht kommen sehen ... Damit will ich sagen, dass wir zwangsläufig an dem Mädchen oder seinem Mörder vorbeigekommen sein mussten ... Ich weiß auch nicht, wie wir sie übersehen konnten ... Wahrscheinlich haben sie sich im Unterholz versteckt, und er hat ihr den Mund zugehalten, damit sie nicht schreit. Der Wald ist riesig, da ist es ein Kinderspiel unterzutauchen. Ich vermute, sie konnte sich in einem Augenblick der Unachtsamkeit von ihrem Angreifer losreißen und ist Hilfe suchend zum Haus gerannt. Er ist ihr gefolgt und hat die alte Cooper abgeknallt.«

»Als ihr den Schuss gehört habt, seid ihr sofort zum Haus zurückgelaufen?«

»Ja.«

Wir machten kehrt und gingen zum Haus zurück.

»Es hat sich alles in der Küche abgespielt«, fuhr Travis fort. »Nola kommt aus dem Wald gelaufen und ruft um Hilfe, die alte Cooper holt sie rein und geht ins Wohnzimmer, um die Polizei anzurufen und sie darüber zu informieren, dass das Mädchen bei ihr ist. Ich weiß, dass sich das Telefon im Wohnzimmer befindet, weil ich es selbst eine halbe Stunde zuvor benutzt habe, um Chief Pratt anzurufen. Während sie telefoniert, dringt der Angreifer ins Haus ein, um sich Nola zu holen, aber in diesem Augenblick taucht die alte Cooper wieder auf, und er erschießt sie. Dann packt er Nola und zerrt sie zu seinem Wagen.«

»Wo stand dieser Wagen?«

»Am Rand der Route 1, dort, wo die Straße an diesem verfluchten Wald entlangführt. Komm mit, ich zeig's dir.«

Travis lotste mich abermals vom Haus in den Wald, doch diesmal in die andere Richtung. Mit festem Schritt ging er vor mir zwischen den Bäumen hindurch, und kurz darauf standen wir an der Route 1.

»Hier parkte der schwarze Chevrolet. Damals lag die Straße nicht so frei da, sondern war hinter Sträuchern versteckt.«

»Woher wusste man, dass er diesen Weg eingeschlagen hatte?«

»Es gab Blutspuren vom Haus bis hierher.«

»Und der Wagen?«

»Hatte sich in Luft aufgelöst. Wie ich dir schon erzählt habe: Ein Hilfssheriff, der auf der Straße als Verstärkung unterwegs war, hat ihn zufällig entdeckt. Es kam zu einer Verfolgungsjagd. Wir haben in der ganzen Gegend Straßensperren errichtet, aber er ist uns entwischt.«

»Wie hat der Mörder es bloß geschafft, euch durch die Lappen zu gehen?«

»Das wüsste ich auch gern. Ich muss dir gestehen, dass ich mir nach dreiunddreißig Jahren immer noch jede Menge Fragen zu diesem Fall stelle. Es vergeht kein Tag, an dem ich mich, wenn ich in mein Polizeiauto steige, nicht frage, was passiert wäre, wenn wir diesen beschissenen Chevrolet geschnappt hätten. Vielleicht hätten wir die Kleine retten können ...«

»Du glaubst also, dass sie sich in diesem Wagen befunden hat?«

»Jetzt, wo wir ihre Leiche zwei Meilen von hier gefunden haben, gehe ich fest davon aus.«

»Und du glaubst auch, dass Harry am Steuer von diesem schwarzen Chevrolet gesessen hat, oder?«

Er hob die Schultern. »Sagen wir, angesichts der jüngsten Entwicklungen wüsste ich nicht, wer sonst.«

Der frühere Polizeichef Gareth Pratt, den ich noch am selben Tag aufsuchte, schien in Bezug auf Harrys Täterschaft derselben Ansicht wie sein damaliger Assistent zu sein. Er empfing mich in Golfhosen auf seiner Vorderveranda. Seine Frau Amy brachte uns etwas zu trinken und tat dann so, als kümmerte sie sich um die Pflanzkübel auf der Veranda, aber eigentlich lauschte sie unserer Unterhaltung. Allerdings machte sie daraus keinen Hehl, sondern kommentierte die Ausführungen ihres Mannes.

»Ich habe Sie schon mal gesehen, oder?«, fragte Pratt.

»Ja, ich war schon oft in Aurora.«

»Das ist der nette junge Mann, der dieses Buch geschrieben hat«, klärte ihn seine Frau auf.

»Sie sind doch nicht etwa der Typ, der dieses Buch geschrieben hat?«, wiederholte er.

»Doch«, erwiderte ich. »Bin ich.«

»Das habe ich dir doch gerade gesagt, Gareth«, schaltete sich Amy erneut ein.

»Schätzchen, unterbrich uns bitte nicht dauernd. Das ist mein Besuch, danke! Also, Mr Goldman, was verschafft mir die Ehre?«

»Offen gestanden, suche ich nach Antworten auf ein paar Fragen, die ich mir im Zusammenhang mit dem Mord an Nola Kellergan stelle. Ich habe mit Travis Dawn gesprochen, und er hat mir gesagt, dass Sie Harry schon damals im Verdacht hatten.«

»Das stimmt.«

»Weshalb?«

»Ein paar Dinge haben uns diesen Floh ins Ohr gesetzt, allen voran der Ausgang der Verfolgungsjagd. Er ließ vermuten, dass der Mörder von hier sein musste. Er musste die Gegend wie seine Westentasche kennen, um einfach so abzutauchen, während die gesamte Polizei des Bezirks im Einsatz war. Und dann war da dieser schwarze Monte Carlo. Sie können sich denken, dass wir eine Liste aller im Umland wohnenden Besitzer dieses Modells haben erstellen lassen. Der Einzige von ihnen, der kein Alibi hatte, war Quebert.«

»Und trotzdem haben Sie diese Spur am Ende nicht weiterverfolgt ...«

»Nein, weil wir abgesehen von der Sache mit dem Auto nicht wirklich etwas gegen ihn in der Hand hatten. Wir haben ihn im Übrigen sehr schnell von der Liste der Verdächtigen gestrichen. Der Fund der Leiche dieses armen Mädchens in seinem Garten beweist allerdings, dass wir falschgelegen haben. Es ist verrückt, ich konnte den Burschen immer wahnsinnig gut leiden, aber vielleicht hat genau das mein Urteilsvermögen getrübt. Er war immer so charmant, so freundschaftlich, so einnehmend ... Sie selber kennen ihn doch gut, Mr Goldman, wenn ich es richtig verstanden habe ... Jetzt, wo Sie von dem Mädchen in seinem Garten wissen, gibt es da nicht irgend etwas, was er irgendwann gesagt oder getan hat, was Sie im Nachhinein hellhörig macht?«

»Nein, Chief. Mir fällt nichts Derartiges ein.«

Zurück in Goose Cove, fiel mein Blick auf die Hortensienbüsche, die hinter der Polizeiabspernung am Rand der Grube mit bloß liegenden Wurzeln verkümmerten. Ich ging in das kleine Nebenge-

bäude, das als Garage diente, und sah mich nach einem Spaten um. Dann drang ich erneut in die verbotene Zone ein, schaufelte über dem Meer an einer Stelle mit lockerem Erdreich ein Loch und pflanzte die Blumen ein.

30. August 2002

»Harry?«

Es war sechs Uhr früh. Er stand mit einer Tasse Kaffee in der Hand auf der Terrasse von Goose Cove. Als ich seinen Namen sagte, drehte er sich um. »Marcus? Sie sind ja ganz verschwitzt ... Sagen Sie bloß, Sie waren schon laufen!«

»Ja. Die üblichen acht Meilen.«

»Wann sind Sie aufgestanden?«

»Früh. Erinnern Sie sich noch, als ich vor zwei Jahren zum ersten Mal hier war und Sie mich gezwungen haben, im Morgengrauen aufzustehen? Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht. Ich stehe früh auf, dann gehört mir die Welt. Und Sie? Was machen Sie hier draußen?«

»Ich schaue, Marcus.«

»Und was sehen Sie?«

»Sehen Sie das kleine Rasenstück zwischen den Kiefern, oberhalb vom Strand? Ich will schon seit Langem etwas daraus machen. Es ist der einzige ebene Flecken auf diesem Grundstück, man könnte dort ein Gärtchen anlegen. Mir schwebt ein hübscher kleiner Ort vor mit zwei Bänken, einem Eisentisch und rundherum Hortensien. Einem Meer von Hortensien.«

»Warum gerade Hortensien?«

»Weil ich mal jemanden kannte, der sie liebte. Ich möchte Hortensienbeete haben, um mich immer an sie zu erinnern.«

»Haben Sie sie geliebt?«

»Ja.«

»Sie sehen traurig aus, Harry.«

»Achten Sie nicht darauf.«

»Harry, warum reden Sie mit mir nie über Ihr Liebesleben?«

»Weil es dazu nichts zu sagen gibt. Schauen Sie lieber, schauen Sie gut hin. Oder, besser gesagt, schließen Sie die Augen! Ja, schließen Sie sie ganz fest, sodass kein Licht durch Ihre Lider dringt. Und jetzt stellen Sie sich vor, dass da ein gepflasterter Weg ist, der von der Terrasse bis zu den Hortensien führt. Und von zwei kleinen Bänken aus hat man gleichzeitig den Ozean und die wunderschönen Blumen im Blick. Was kann es Schöneres geben, als den Ozean und die Hortensien zu sehen? Und da steht auch ein kleiner Springbrunnen mit einer Statue in der Mitte. In den setze ich vielleicht bunte japanische Karpfen.«

»Fische? Die würden nicht eine Stunde überleben, weil die Möwen sie fressen würden.«

Er lächelte. »Die Möwen können hier tun, was sie wollen, Marcus. Aber Sie haben recht, ich werde keine Karpfen ins Bassin setzen. Und jetzt gehen Sie, und duschen Sie schön heiß, ja? Nicht, dass Sie sich den Tod oder irgendeine fiese Krankheit holen und Ihre Eltern denken, dass ich mich nicht gut um Sie kümmere. Ich mache inzwischen Frühstück. Marcus ...«

»Ja, Harry?«

»Wenn ich einen Sohn hätte ...«

»Ich weiß, Harry. Ich weiß.«

Am Donnerstag, den 19. Juni 2008, fuhr ich morgens zum Sea Side Motel. Es war ganz einfach zu finden: Von der Side Creek Lane aus folgte man vier Meilen der Route 1 in nördlicher Richtung, dann konnte man es gar nicht verpassen, das riesige Holzschild mit der Aufschrift:

SEA SIDE MOTEL & RESTAURANT
seit 1960

Diesen Ort, an dem Harry auf Nola gewartet hatte, gab es schon ewig. Bestimmt war ich hundertmal daran vorbeigefahren, ohne ihm die